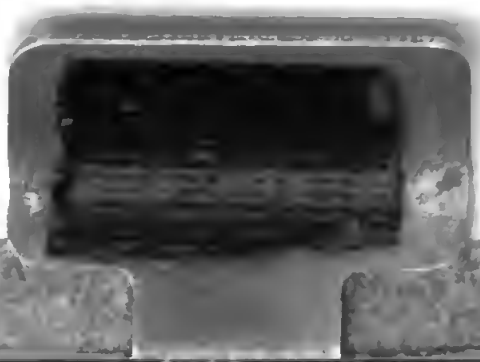
Paed. Pr. 444 f P



Preis

aus dem Jahres-Fortgange

für

Hahn Josepha

im 1ten Kurse der Vorst. Au Pfarr-Schule, in der 1sten Klasse, mit der Note: sehr gut

München, am 31ten Juli 1869

K. B. LOCAL SCHULCOMMISSION MÜNCHEN

Schul-Inspector.

Reger Adtpfr.

Schullehrerin.

M. Gisberta Rößlinger

Digitized by Google

Paed. Pr. 4447 1p

Ein Jahr

aus dem Kinderleben.

55 A

Ein Jahr

aus dem Kinderleben.

Von

Isabella Braun.

Mit vier Bildern.

[ca 1869]

Schaffhausen.
Fr. Hurter'sche Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

Der Sylveſter-Abend.

Seite

Der Sylveſter-Abend 3

In der Faßnacht.

I. In der Faßnachtswoche 23
II. Der unſinnige Donnerstag 25
III. Wie es dem Michel erging 27
IV. Der rußige Freitag 30
V. Der ſchmalzige Samstag 35
VI. Die Faßnachtsreiter 38
VII. Beim Sonnenwirth 40
VIII. Die kleine Muſikantenbande 43
IX. Die Kaffee-Frau-Baſen 46
X. Ende 51

Im Frühling und Sommer.

I. Die erſte Frühlingsfahrt 58
II. Moſes im Binſenkörbchen 64
III. Von den Indianern 70
IV. Im Hopfengarten 73
V. Im Garten 80
VI. Das Kindertheater 88
VII. Die Schmuggler 104

Die Feldkapelle.

Die Feldkapelle 113

In der Schule.

	Seite
Der Lehrerin nach dem ersten Schuljahre	141
Dem Lehrer, nach fünfundzwanzigjährigem Walten	144
Der Lehrerin zum Namenstage	145
Abschied vom Lehrer nach vollendeter Schulzeit	147
Zum Namenstage des Religionslehrers	149
Abschied vom Religionslehrer	150
Zum Namenstage des Geistlichen	152
An die Lehrerin, beim Schlusse des Schuljahres	154
Dem Lehrer, welcher in den Ruhestand tritt	156
Vor der Prüfung	157
Nach der Prüfung	158
Abschied der Mädchen von der Lehrerin nach vollendeter Schulzeit	159
Abschied vom Institute	163
Am St. Josephs-Tage. Dem Pfleger eines Waisenhauses	164
Der alte Schulmeister	166

Im Herbst und Winter.

Die Martinsnacht	199
Auf dem Eise	209
Die Weihnachtsengel	215

Der Sylveſter-Abend.

Einleitung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Der Sylveſter-Abend.

Geſegnet ſei das neue Jahr
Von Anfang bis zum Ende!
Den Eltern und der Kinderſchaar
Verleih' es gute Spende.
Ein Engel halt' vor unſerm Haus
Die Wache voller Gnaden,
Wer immer gehet ein und aus,
Der wall' auf Friedenspfaden.

Der Engel laſſe nicht herein
Des Zankes böſe Geiſter,
Die treue Liebe ſei allein
Im Hauſe Herr und Meiſter.
Gehorſam, Fleiß und Frömmigkeit
Gehören auch zum Bunde,
Dann ſchlägt gewiß in Seligkeit
Des Jahres letzte Stunde.

Einen Bogen Papier in der Hand, hatte Theodor bereits unzählige Male die Lernſtube durchſchritten und die obigen Verſe mit Nachdruck deklamirt, bis er zuletzt nicht mehr in das Papier zu ſchauen brauchte. Jetzt machte er einen Freudenſprung, daß alle Geräthſchaften erzitterten und Fanny einen Schrei des Unwillens ausſtieß, denn ſie war

emsig beschäftigt, Theodors selbstverfaßtes Gedicht auf einen goldberänderten Bogen zu schreiben; nun hatte sie gerade am Schlusse einen Fehlstrich gemacht. Der Bruder besänftigte sie und sprach zärtlich:

„Die treuste Liebe sei allein
Im Hause Herr und Meister!“

und schau nur, Fanny, wie gut sich das verzitterte Wort macht; es sieht wie die leibhafte Rührung selber aus. Nun will ich meinen Namen darunter schreiben und dann mögen Eure sämmtlichen Unterschriften folgen.“ —

Gravitätisch, im höchsten Dichterstolze, nahm er die Feder aus Fannys Hand und zog die kühnsten Striche, wie es sich für einen fünfzehnjährigen Jüngling geziemt, der bereits die Gewohnheit angenommen hatte, einen noch unsichtbaren Schnurrbart ober den Lippen zu drehen. Fanny zeigte ihre Kunstfertigkeit in den schönsten, verschnörkelten französischen Buchstaben und verlängerte ihren Namen auf Franziska. Nun rief Theodor noch den jüngern Brüdern im anstoßenden Kinderzimmer, doch sein Ruf verhallte unter dem lärmenden Spektakel. Mit ernster, zürnender Miene trat er in das Nebenzimmer, blieb aber unter der Thüre stehen. In Mitte der Stube stand mit lächelndem Gesichte Karl, der Kadet, welcher vor einer halben Stunde aus dem Corps gekommen war, aber sein Anblick mahnte an einen Ausgeraubten. Stephan, der Jüngere, hatte sich des Soldatenröckleins bemächtigt, der siebenjährige Ludwig aber trappte in des Bruders Stiefeln auf und ab und focht mit dessen Säbel in der Luft herum.

„Was soll das heißen?“ donnerte Theodor, gerieth aber dabei in's Lachen, und nahm dem kleinen Lullu den Säbel, indem er damit sein Commando bekräftigte. Schnell war

die Ordnung wieder hergestellt und die Brüder unterschrieben nun mit musterhaftem Fleiße den Neujahrsspruch. Jetzt fehlte nur mehr die fünfjährige Emma und kaum hatte Fanny die Thüre geöffnet, als sie mit hochgeröthetem Gesichte von der Küche hergelaufen kam und fast athemlos rief: „Ich weiß was! ich weiß was!" Doch Fanny schloß ihr den Mund und sagte: „Sei still, Du mußt Deinen Namen unterschreiben." — Dies war eine noch neuere Neuigkeit, sie streckte die Fingerchen aus, ließ sich die Hand führen, aber dann rief sie gleich: „Ich hab was gesehen: Citronen, Pomeranzen, viel Zucker und einen Kuchen mit kleinen Mandeln darauf!"

Karl stieß den Stephan heimlich an, hielt die beiden Hände neben den Mund und flüsterte, daß die Wände fast widerhallten: „Punsch!" — darauf stürzten alle Viere aus der Stube und jagten der Küche zu. —

Die alte Nanny wußte sich kaum mehr der Plagegeister zu erwehren; Jedes wollte etwas haben, ein ganz kleines Stückchen zum Versuchen; nur Emma verhielt sich mäuschenstill, zupfte aber mit ihren kleinen Fingern am mandelbestreuten Kuchen herum. Der junge Krieger vergaß seine militärische Würde so ganz und gar, daß er den Kochlöffel ausschleckte und sich dann über die Schüssel machte, in welcher der Kuchen abgerührt worden war; Ludwig ritt auf dem Küchebesen und Stephan hing sich flehentlich an Nannys Rock. In dieser Küchennoth kam ihr die Mutter zu Hilfe und rief, als ob sie nicht schon den ganzen Spektakel erlauscht hätte: „Karl, Stephan! wo steckt Ihr nur in des Himmels Namen. Der Papa wartet schon längst im Bureau; Ihr sollt ihn zum Spaziergang abholen." — Als die beiden Knaben sich bereit machten, dem willkommenen Rufe Folge

zu leiſten und Lullu fragend darein ſchaute, fügte ſie ſogleich bei. „Wie wär's, Nanny, wenn wir zum Jahresſchluß der Kinder Leibgericht kochten? Der Lullu könnte ſchnell ein Pfund Zwetſchgen holen.“

Das wirkte zauberhaft. Die Kinder ſtäubten auseinander, um ſich zum Ausgehen herzurichten, zuvor aber ſteckte Jedes den Kopf durch die halb geöffnete Thüre des Lernzimmers und rief:

„Zwetſchgenſtrudeln!“ —

Die kleine Emma war allein in ſeltſamer Ruhe auf ihrem Platze geblieben, als die Mutter die Urſache gewahrte. In dieſem Augenblicke erhob ſich ein klägliches Kindergeſchrei im Schlafzimmer und die Mama rief: „Emma, das Kind ſchreit! wieg doch Dein kleines Püppchen zur Ruhe!“ — Das wirkte ſtärker, als Mandeln und Zwetſchgenſtrudeln, ſogleich ſprang ſie davon und in Bälde war auch das Geſchrei verſtummt. Mutter und Nanny athmeten leicht auf und ſahen ſich dann lächelnd an.

Die Kinder waren nun hinlänglich bis zum Abendeſſen beſchäftigt, denn der kleine Ludwig konnte immerhin als Küchenjunge verwendet werden. Auch verſah er für den Wochenlohn eines Kreuzers bei Stephan die Rolle des Bedienten und hatte ſeine Stiefel zu wichſen, welches Werk er glanzvoll verbrachte.

Die Zeit bis zum Abendeſſen verſtrich ſehr raſch. Theodor und Fanny vertraten ſchon ganz würdig die Stelle von Vater und Mutter bei den Kleineren; als daher die beiden Knaben vom Spaziergange nach Hauſe kamen und auch Ludwig die Zwetſchgenſteine ausgelöst und ſeine ſonſtigen Geſchäfte verrichtet hatte, brannte bereits die Lampe im Lernzimmer. Theodor durchging mit den Brüdern deren

Schulaufgaben, oder überwachte die Vollendung. Karl vertiefte sich in sein Weihnachtsbuch: die berühmten Männer, — Fanny aber stand der kleinen Emma bei, das einjährige Mariechen in seinem Stühlchen zu unterhalten, dazwischen die Kinderstube festtäglich aufzuräumen. Dann legte sie das kleine Kind in's Bettchen und Emma betete daneben mit erhobenen Händchen das „Schutzengelein."

O, wie so wohlthuend war die köstliche Ruhe im Hause! Aber mit dem siebenten Glockenschlage — heute ausnahmsweise statt wie sonst beim sechsten — klappten auch die Bücher zu, Karl verließ seinen berühmten Mann inmitten seiner kriegerischen Heldenthat und selbst Theodor vergaß seinen pädagogischen Ernst und eilte mit den Brüdern in's Eßzimmer. —

Bereits dampfte die Suppenschüssel; der Vater schnitt für jeden Teller das Brod ab und Ludwig hatte es sehr eilig, mit dem Tischgebete zu beginnen. Jedes saß nun auf seinem Stuhle, die Servietten waren umgebunden, Karl fühlte sich jedoch nicht wenig stolz, heute zum ersten Male als Kadet sich desselben den Erwachsenen gleich zu bedienen. Jetzt schöpfte die Mutter auf die der Reihe nach vorgehaltenen Teller: „Danke, danke!" klang es genügsam und die kleinen Hände zogen ihn halbgefüllt zurück. Der Vater sah bedeutungsvoll im Kreise herum und bemerkte: „Was sagte der Mann zum Affen? — Wer kein Brod ißt, bekommt auch keine Birn?" — Die Erwähnung dieser edlen Frucht mochte Alle an „Zwetschgen" erinnern; sie löffelten also tüchtig darauf los und Karl brockte zum guten Beispiele sein Stücklein Brod gleich in die Suppe; nun war es geschehen! —

Die Mutter schellte, die Nanny kam und trug die

Suppenschüssel fort, kam wieder und brachte einen weltsgroßen Tigel: da lagen sie aneinandergeschmiegt, saftig und bräunlich die lieben Zwetschgenstrudeln. Sogleich erhoben sich die drei Buben von ihren Sitzen und ich muß gestehen, daß auch Theodor und Fanny verstohlner Weise den Hals ein wenig streckten.

„Acht!" ertönte es von sechs Kinderlippen zumal; Karls Augen vergrößerten sich dabei gewaltig, Stephan sah etwas verblüfft aus, nur Lullu faßte sich schnell, denn Nanny hatte in seiner Gegenwart wohl doppelt so viel Pfannenkuchen gebacken. Die Mutter verstand dies Mienenspiel vollkommen und sagte zu Karl: „Deine Augen sind einmal wieder größer, als Dein Magen! nun, Gott gesegne es Euch, Kinder!" —

Die aufgeschnittenen Strudeln gaben immerhin eine hübsche Portion, dennoch verschwanden sie fast im Nu; die Mutter klingelte wieder und Nanny erschien mit der zweiten, unveränderten Auflage, für deren Absatz nichts zu besorgen war; alle Augen leuchteten ihr ein Willkommen entgegen und Karls herzliches Kindergesicht strahlte von Begeisterung.

Schließlich hatte die Mutter doch Recht behalten: die Augen waren größer gewesen, als der Magen. Lullu und Emma wetteiferten mit einander in der Großmuth und schoben sich etwas von der Strudel zu, bis die Mutter sich in's Mittel legte und den Rest verzehrte. Im Tiegel aber lagen die zwei letzten Mohikaner für Nannys Neujahrsschmaus, — denn Vater und Mutter hatten auf die zweite Auflage verzichtet. —

Der Tisch war abgeräumt, vollkommene Befriedigung strahlte in den jungen Gesichtern und Alles saß behaglich

im Kreiſe. Nach dem leiblichen Genuſſe erwarteten nun die Kinder einen geiſtigen, nemlich eine angenehme Unterhaltung, etwa ein heiteres Spiel, eine ergötzliche Geſchichte, oder auch nur ein gemüthliches Geplauder. Der Vater ſchien zum Letzteren aufgelegt und begann, indem ſeine Blicke den Kinderkreis überflogen, und er die Uhr betrachtete:

„Nur noch wenige Stunden und es iſt mit dem alten Jahr zu Ende. Jetzt überlegt Euch einmal, wie Ihr mit demſelben zufrieden ſeid.“ —

Die fröhlichen Geſichter gaben die beſte Antwort; da ſtanden nur Erlebniſſe der Freude geſchrieben; keine Krankheit hatte das Roth von den Wangen gewiſcht und auch das Gewiſſen hielt keine Strafpredigt. Wie immer war Karl der erſte, welcher im überſprudelnden Glücke zu reden begann. Er rief: „Wo ſoll ich nur gleich anfangen? — Richtig! ich bin in dieſem Jahre ein Kadet geworden: neuen Rock, neue Hoſen, alles nagelneu bis auf Hemd und Socken, dazu einen Säbel an der Seite und luſtige Kameraden, täglich ein halbes Pfund Fleiſch per Mann und eine Matratze — ſo hart, wie — wie — ja wie der Stubenboden!“

Alle lachten über das ſeltſame Lob, aber Karl war nun einmal mit Allem zufrieden und wußte Allem ein Lob zu ſpenden in ſeinem glücklichen Herzen. Beim ſchlechten Wetter fand er den Regen, beim guten den Sonnenſchein, im Winter den Schnee und im Sommer die Hitze zu loben. Seine Brüder neckten ihn bisweilen darüber und auch jetzt warf Ludwig aus ſeinen klugen, ſchwarzen Augen einen Seitenblick auf ihn und ſagte trocken: „Hausarreſt!“ —

Auf Karls Geſicht lagerte ſich bei dieſer Mahnung eine grenzenloſe Verblüffung; das hatte er ganz und gar vergeſſen; was ſollte er darauf antworten zur Vertheidigung

des alten Jahres? Der Vater nahm ihm dieſe Aufgabe ab und erwiederte:

„Das gehört zu Nro. II.; wie das Jahr mit Euch zufrieden iſt, und vielleicht fällt bei dieſer Gelegenheit Jedem etwas ein, den Ludwig nicht ausgenommen.“

Der Kleine wurde feuerroth und dachte ſogleich an ſeine fatale Rutſchpartie von der erſten in die zweite Schulbank, an den darauffolgenden Mittag, wo er von 70 Dampfnudeln auch nicht Eine bekommen hatte. Der Vater bemerkte den raſchen Ideengang und ſagte:

„Dies hat nicht das Jahr über Euch gebracht, dies habt Ihr vielmehr ihm aufgebürdet. Gar Mancher klagt heute: „Ein ſchlechtes Jahr! nichts als Unannehmlichkeiten, Verdruß, Aerger, nur ſpärliche Freuden! der Vater, die Mutter, der Lehrer, Alle waren übelgelaunt!“ Aber, aber — wer iſt daran Schuld geweſen? Das Jahr, oder der kleine Thunichtgut? Merkt's Euch, Kinder! — Wer hat aber nun etwas vom alten Jahr zu erzählen? Ich merk's ſchon, die Emma; ſie kann ihr Mäulchen nicht mehr zuſammenbringen. Heraus mit der Sprache! ſonſt verſchluckſt Du Dich noch.“ —

Emma rief:

„Das alte Jahr hat mir mein Mariechen geſchenkt. Die iſt mir lieber, als die dummen, hölzernen Puppen und ſelbſt mit einem Porzellankopf und Haaren darauf.“

Alle fuhren vom Stuhle empor und riefen durcheinander: „Ja, das Mariechen! das iſt was Gutes vom alten Jahr! das gehört uns Allen!“ —

Die Mutter faltete ihre Hände; gewiß dankte ſie im Stillen dem lieben Gott dafür und flüſterte ein Segensgebet. Der Vater ſchmunzelte und ſagte: „Ja, Emma hat

ſchon das Rechte getroffen! Liebe und gute Kinder ſind ein Gnadengeſchenk."

Jetzt rief Ludwig: „Paßt auf, was es mir gebracht hat: „Hohe Mannsſtiefel ſtatt der einfältigen Schuh, an denen die Riemen ſtets aufgehen, ein Bilderbuch, ein Rennſpiel, eine Brieftaſche, eine laufende Maus" —

Stephan unterbrach ihn und ſagte: „Das iſt ja vom Chriſtkindchen;" aber Lullu ließ ſich nicht im Geringſten irre machen, ſondern zählte an den Fingern herunter: „Eine Haube" —

„Die iſt ja von der Tante Roſa!" — unterbrach ihn Stephan auf's Neue. Darüber wurde der Kleine ärgerlich und ſprühte Feuerblitze aus ſeinen ſchwarzen Augen, der Vater verhinderte jedoch den Streit und ſagte:

„Der Ludwig hat ganz Recht! dies ſind lauter Schätze des alten Jahres! laß ſie ihn nur dankbar aufzählen." Aber Ludwig hatte nicht weiter Luſt und brummte: „Es ſoll nur der Stephan fortfahren, wenn er etwas Beſſeres weiß!" —

Dieſer rief: „Was da! Allen Kindern bringt es nur Gutes! In meinem Buche ſteht's gedruckt:

O wunderſchöne Jugendzeit
Voll Freuden und voll Wonnen!

Nun ergriff die ſanfte, bedächtige Fanny das Wort und ſagte:

„Aber Stephan, ſei doch nicht ſo leichtſinnig und undankbar und red nicht, als ob es uns ſo gut ergehen müßte. Denk einmal an all die armen hungernden und frierenden Bettelkinder; die wiſſen nichts von einer wunderſchönen Jugendzeit."

„Und Nachbars Kinder werden das alte Jahr gewiß auch nicht ſo fröhlich, gleich uns, beſchließen" — fügte Theodor

bei. Alle verstanden ihn und warfen zärtliche Blicke auf die Mutter, während Fanny sich dicht an sie schmiegte. Im Nachbarhause war ja vor wenigen Wochen die Mutter von acht Kindern weggestorben. Der Vater sagte nun:

„Ja, das ist freilich eine ernste Mahnung am Schlusse des Jahres. Wir wollen dem lieben Gott für alles Gute recht herzlich danken und ihm das neue anempfehlen."

Im rechten Augenblicke, um von diesen traurig ernsten Gesprächen abzulenken, öffnete sich nun die Thüre und herein trat Nanny mit der gefüllten, dampfenden Punschschüssel.

„Heisa! die Neujahrssuppe!" rief nun aufspringend der kleine Ludwig, und Alle waren wieder mitten in der Fröhlichkeit. Die Mutter holte die runden, niedern Punschgläser mit den Hänkelchen herbei, nur der Vater bekam eines ohne Handhebe. Es war ein Allen wohlbekanntes, lustiges Gläschen mit der eingravirten Inschrift:

„Trink mich aus und leg mich nieder;
Steh ich auf, so füll mich wieder."

Ja, es war ein Hupfauf-Gläschen, das sich von selbst emporrichtete. Es mußte vor Jedem sein Kunststück probieren, bis endlich die Mutter es füllte, aber aus einem Extratopfe; dann kamen die andern Gläser an die Reihe. Der Vater erhob sich hierauf feierlich vom Sitze, Alle folgten seinem Beispiele und er sagte:

„Ein Hoch! dem alten Jahre, das uns so viel Gutes gebracht hat; es soll fortleben in unserer dankbaren Erinnerung!"

Des Vaters Glas berührte zuerst jenes der Mutter und in den hellen Klingklang mischte sich das jubelnde Hoch! der Kinder, welche sich herbeidrängten, um mit den Eltern, dann untereinander anzustoßen; hierauf verfügten sich wie-

der Alle an ihre Plätze. Jedes hätte nun gerne kling, kling! einen Toaſt ausgebracht, aber der Papa verordnete dafür ein Zeitmaß; ſo oft der Zeiger zehn Minuten auf der großen Schwarzwälder-Uhr durchlaufen haben würde, ſollte es reihenweiſe geſtattet ſein, einen Toaſt auszubringen. O, wie dann die Stimmen zuſammenſchrieen, wie Jeder zuerſt daran ſein wollte, und was Alles hoch leben mußte! — nicht nur Lebendiges, ſondern die bereits verſchlungenen Zwetſchgenſtrudeln, der Neujahrspudding und im richtigen Gedankengange die gute, alte Nanny, welche, von der Mutter herbeigeholt, im Ofenwinkelchen gemüthlich ihr Gläschen trank; dort blieb auch der Punſch immer gut warm. Nur Eines aus der Geſellſchaft hatte bereits dem alten Jahre Lebewohl geſagt. Die kleine Emma lag mit dem Köpfchen auf den beiden Armen und dieſe hatten wiederum die Tiſchplatte zur Unterlage. Lächelnd ſah die Mutter auf das ſchlafende Kind, um welches der Freudenſturm brauste; dann nahm ſie es auf den Arm und trug die Kleine in's Bettchen. —

Während der Mutter Abweſenheit holte der Vater aus ſeinem Mantel ein ziemlich großes Paket und der Sturm legte ſich augenblicklich; es herrſchte eine lautloſe Windſtille; alle Blicke waren auf den Vater geheftet; Eines ſtieß das Andere leiſe an und das lebhafte Mienenſpiel verrieth aufdämmernde Hoffnungen. Endlich kam die Mutter zurück, nicht wenig erſtaunt über die herrſchende Ruhe. Als ſie ihren Platz eingenommen hatte, machte der Vater den Bindfaden los und ein ſtaunendes „Ah!“ begrüßte den Inhalt. In bunt abwechſelnden Farben, verſchieden in Größe und Form, lagen hier Kalenderchen und Kalender für das neue Jahr und wieder zählten die Blicke: acht! — Der Vater begann:

„Ich habe für Jedes einen Kalender gekauft, damit Ihr auf jeden einzelnen Tag wohl Acht gebet und das Jahr nicht gedankenlos verlebt. Bei jedem Monat befindet ſich ein leeres Blatt; dies ſollt Ihr nach ſeinem Verlaufe mit Euren Erinnerungen beſchreiben, ſeien ſie nun angenehm oder traurig; wenn Ihr aber an einem Tage Euch ſelbſt anklagen müßt — ſo ſtreicht ihn aus, zur Lehre, daß Ihr am andern ihn einzubringen habt. Heute über's Jahr wollen wir dann Eure Kalender durchſchauen; wer ſeine Einträge verſäumt, bekommt dann keinen neuen.“ —

Ludwig hatte, gleich den Uebrigen, mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört, obgleich er dazwiſchen aus ſeinen dunklen Augen nach den Kalendern ſpähte und die Frage erwog, welches davon wohl ihm gehören würde. Bei den letzten Worten vergaß er jedoch ſeine eigene Angelegenheit gänzlich, und rief: „Aber Papa, Emma kann noch nicht ſchreiben!“ Darauf entgegnete dieſer beſänftigend: „Brav, Lulln, daß Du an Dein kleines Schweſterchen denkſt. Sei unbeſorgt; in Emmas Kalender ſind keine weißen, leeren Blätter. Schaut einmal her!“ —

Die Kinder drängten ſich nun zu beiden Seiten des Vaters. Dieſer ſchlug ein großes Bilderbuch auf — es hieß eigentlich „die zwölf Monate des Jahres,“ zwölf wunderſchön gemalte Blätter. Emma konnte hier bildlich lernen, was jeder einzelne Monat mit ſich bringt. O, wie ſchön war gleich der erſte mit den heiligen drei Königen, welche dem Sterne zur Krippe des Jeſukindleins folgen. Und da befanden ſich um das große, mittlere Bild viele kleineren, Schlittenfahrten, Schneemännlein, die Spinnſtube, das Kätzlein unterm Ofen, emſig lernende Kinder um die Lampe geſchaart, ein Pelzwaarenhändler, ein Schli'ten mi

vielen eingewickelten Kindern und noch allerlei, was zum kalten Januar gehört.

Die Knaben vergaßen bei dieſer Betrachtung beinahe ihre eigenen Kalender; doch als der Vater ſie austheilte, war der Jubel groß. Nun kam die Reihe auch an die Mutter, und die ſeltſame Geſtalt ihres Kalenders zog alle Blicke an. Es war kein Buch, ſondern ein Päckchen feſt aufeinandergelegter Blätter; man konnte am erſten erkennen, wie die andern ſein mochten. Zu oberſt befand ſich der Name des Monats; in der Mitte ſtand in rother Farbe die Zahl Eins; darunter der eben treffende Wochentag; dann folgten Zahlen 1—364, was ſo viel bedeutete, als: nach dieſem einen Tage kommen noch ſo und ſo viele; ganz zuletzt war wieder in rothen Buchſtaben gedruckt: Neujahr.

Der Vater erklärte nun, daß die Feſt- und Sonntage immer roth bezeichnet wären, zum Unterſchiede der ſchwarzen Wochentage und daß auf jedem Blättchen der Namenstag ſtünde. — Immer aber war es den Kindern noch ein Räthſel, wie ſolch ein Kalender zu gebrauchen wäre; man konnte ja nicht umblättern; die Seiten waren rechts und links zuſammengeklebt, und alle Stimmen riefen: „Papa, zeig uns, wie man's damit macht.“ — Dieſer hing ſogleich das Päckchen an einen Nagel in der Wand und ſagte: „So, nun könnt Ihr immer ſehen, den wievielten Monatstag wir haben und welch ein Namenstag an der Reihe iſt. Vor Schlafengehen reißt die Mutter das Blättchen des zurückgelegten Tages weg, wie der liebe Gott ihn auch für immer aus unſerm Leben nimmt, und wenn Ihr des Morgens wieder in die Stube kommt, ſchaut Euch vom Kalender der neue Tag entgegen. Die Mama wirft das herabgeriſſene Blättchen aber keineswegs fort; denn auch der liebe Gott

hebt jeden einzelnen Tag auf, damit einſt im Lebensbuche der Menſchen die Blätter Zeugniß geben. Ich habe hier ein Käſtchen mit drei Abtheilungen gekauft; die erſte iſt für die beſonders glücklichen, die zweite für unglückliche und die dritte für gewöhnliche, zufrieden verlebte Tage. Wenn etwas ſich ereignet, verzeichnet es die Mama auf die Rückſeite und legt das Blättchen in dasjenige Fach, wohin es gehört. Heut über ein Jahr — Gott erhalte uns Alle beiſammen! — wollen wir zählen und rechnen, wie viele Blättchen in jeder Schublade liegen und das wird uns gewiß recht dankbar gegen den lieben Gott machen!" —

Nun verſtanden es die Kinder und freuten ſich darüber. Doch — was für einen Kalender hatte wohl der Papa für ſich ausgeſucht? war die nächſte Frage. — O, den allergeringſten, mit vielen leeren Blättern von ſenkrechten Strichen für Gulden, Kreuzer und Pfennige durchzogen. Etwas beſchämt ſenkten ſie die Augen. Sie waren groß genug, zu verſtehen, daß der gute Papa ſehr viele Ausgaben für ſie habe und das Geld unter mühſamer Arbeit verdienen müſſe, und daß ihm das allerwenigſte für ſich ſelbſt blieb. Sie faßten den ſtillen Vorſatz, künftig ihre Kleider beſſer zu ſchonen, nicht immer mit den Stiefelſpitzen an alle möglichen harten Gegenſtände zu poltern, die Schulhefte ſäuberlich bis zum letzten Blatte zu beſchreiben, Griffel, Bleiſtift und Federn gut zu verwahren, keine Eſelsohren und Tintenkleckſe in ihre Bücher zu machen, überhaupt mit denſelben ſchonend umzugehen, ſich mit gewöhnlichem Eſſen zu begnügen, und nicht immer nach Zwetſchgenſtrudeln, Pudding und Punſch lüſtern zu ſein.

Dem jederzeit luſtigen Karl wollte aber die ernſte Stimmung nicht behagen; er ſchaute nach der Uhr, und da eben

wieder ein Termin abgelaufen war, erhob er ſein Glas und rief:

„Der Papa ſoll in dem neuen Jahre viel, viel Geld bekommen und ein reicher Mann werden!“

Alle ſtießen mit lautem Beifallsrufe ein, nur Ludwig ſchrie dazwiſchen:

„Eher wird ein Reicher durch ein Kameel gehen, als“ —

Doch er konnte ſeinen Satz nicht vollenden, — ein ſchallendes Gelächter unterbrach ſeinen Spruch, und mit dunkelrothem Kopfe verbeſſerte er ſich:

„Ich wollte eigentlich ſagen: „Eher wird ein Nadelöhr durch ein Kameel gehen, als ein Reicher“ —

Aber das gleiche Gelächter ſtörte den kleinen Prediger, bis er faſt mit Thränen in den Augen rief:

„Ich wollte eigentlich ſagen: „Eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als ein Reicher in den Himmel, und ich wünſch, daß der Papa in den Himmel kommt.“ —

Dieſer winkte dem Knaben freundlich zu und ſagte: „Da haſt Du Recht, — wir wollen zufrieden ſein mit dem, was wir haben, das iſt der größte Reichthum.“

Nun war die Zeit ſchon tüchtig vorgeſchritten; die Kinder wären zwar am liebſten bis Mitternacht aufgeblieben, um das neue Jahr wachend zu begrüßen. Karl hätte gar zu gerne aufgepaßt, ob denn beim Jahreswechſel gar nichts im Umdrehen der Erdkugel zu vermerken ſei, etwa ſo ein kleiner Schnapper, wie bei der Uhr, bevor die Stunde ſchlägt. Aber der Vater erklärte es für höchſte Zeit, ſchlafen zu gehen, um den neuen Jahrestag mit friſchen Augen zu begrüßen. Sie kämen ja ſonſt auch um den Spaß, einander das Jahr abzugewinnen. Nun entſtanden ſogleich Wetten, wer es dem Andern abgewinnen würde und in Ludwigs ſchwarzen, klugen

Augen blitzte ein Plan, um sich damit für das „Kameel“ zu rächen. Er hätte sich am liebsten gleich jetzt unter eine Bettlade versteckt, um beim erwachenden Morgenlichte unbemerkt hervorzuschlüpfen und Jedem beim ersten Zeichen des Wachens in's Ohr zu schreien: „Glückseliges Neujahr!“ —

Die Mutter füllte nun zum letzten Male die sämmtlichen Gläser, auch die Nanny am Ofen wurde nicht vergessen und in den Familienkreis gezogen; der Vater erhob sich vom Sitze, nahm feierlich sein Hauskäppchen ab und Alle standen in ehrfürchtigem Schweigen in der Runde. Nun sprach er mit bewegter Stimme:

„Dem lieben Gott sei herzinniglich Dank gesagt für alles Glück, für jede empfangene Wohlthat und seinen gnädigen Schutz im alten Jahre. Er möge auch das neue segnen, uns Alle gesund am Leben erhalten, Jedes vor Sünde und Unrecht behüten, damit Keines verloren gehe für Zeit und Ewigkeit. Stoßt an, das neue Jahr, — es lebe hoch!“ —

Lustig klangen die Gläser zusammen, begeistert stimmten Alle in den Ruf und dann drängten sich die Kinder um ihre Eltern und küßten ihnen die Hände, das Gesicht von Vater und Mutter neigte sich zärtlich hernieder, den Kuß zu erwiedern; Alle umarmten sich untereinander und auch die alte, treue Nanny wurde umringt. Die Eltern schüttelten ihr die Hände unter gegenseitigem Danke.

In einer halben Stunde lag das ganze Haus in tiefer Ruhe; nur die Mutter trat noch leise an jedes Bett und segnete die Schläfer mit inbrünstigem Gebete.

Ja, möge der liebe Gott alle Kinder in diesem und jedem Hause segnen und behüten, damit es ein glückliches neues Jahr werde voll Frieden mit den Menschen und gött-

lichem Wohlgefallen. Mein Büchlein aber ſoll Dergleichen aus manchem Hauſe berichten.

Begonnen hat das neue Jahr
Mit Wunſch aus Nah und Ferne;
Der Kaspar, Melcher, Balthaſar
Erſcheinen mit dem Sterne.
Nun ſtehen ſie vor jedem Thor
Mit ihrem frommen Segen,
Und ſchieben gleich den Riegel vor,
Kommt Etwas ungelegen.

Ein lautes Hoch ſei dargebracht
Dem neuen Jahresgange,
Der uns ſo viele Freude macht
Und ſelten ſchwer und bange.
Beim Schnee und warmen Sonnenſchein,
In Stuben und auf Gaſſen,
Vergnügen ſich die Kinderlein
Und haben was zum Spaſſen.

In der Fastnacht.

I.

In der Faßnachtswoche.

„Aber Kinder! wollt's denn heute gar keine Ruh' geben?" ruft der Schulmeiſter Altdorfer, indem er zum dritten Male mit dem Fidelbogen auf's Notenpult klopft. Es iſt wahrhaftig, als ob die Buben und Mädchen Queckſilber im Leibe hätten; dem Einen zieht's den Fuß in die Höh, den Andern dreht's zum Fenſter, vor welchem der Wind die Baßgeige ſpielt und die Schneeflöcklein ſich dabei im Wirbeltanze drehen.

Endlich ſtreicht der Schulmeiſter einen langen Ton auf ſeiner Geige und hängt noch einen Ländler-Takt daran; dann macht er einen kräftigen Schluß, indem er mit ſchmunzelnder Miene ruft:

„Hab ich's einmal getroffen? — Gelt, das thät euch gefallen? Aber da wird nichts daraus, bevor ihr das Königslied nicht recht ordentlich geſungen habt; dann aber weiß ich eine Neuigkeit, uud erſt was für eine!"

Sogleich rießen die Kinder ihre Mäuler auf und zeigten ſich zum Singen bereit; der Lehrer gab den Takt und das Lied ertönte friſch und froh. Kaum war jedoch der letzte Ton verklungen, ſo riefen ſie einſtimmig:

„Die Neuigkeit, die Neuigkeit! was gibt's Herr Lehrer?"

Dieſer aber nahm gemächlich eine Prieſe, legte ſeine Geige wieder an die Wange, ſpielte den Anfang von einem Tanze und ſagte:

„Am nächſten Sonntag iſt Faßnacht!“ Nun brach ein ſchallendes Gelächter aus. Das war für Keines was Neues; das ſpürten ſie ja in allen Gliedern. Aber ſie kannten ihren Herrn Altdorfer zu gut; da ſteckte noch etwas Anderes dahinter; ſie umhüpften ihn alſo und bedrängten den alten Mann, daß er ſich kaum wehren konnte. Er ſchüttelte ſie luſtig ab und flüſterte mit erhobenem Zeigefinger:

„Es iſt ein Geheimniß! wer kann ſchweigen?“

„Ich! ich! ich!“ erklang es und alle Finger waren in der Höhe.

„Und das kleine Bärbele?“ fragte der Lehrer bedenklich, indem er auf ein Mädchen von kaum ſechs Jahren blickte. Sogleich ſtand Sonnenwirths Michel, der größte aus der Schaar, an klein Bärbeles Seite und rief mit ſtarkem Beſchützertone: „Für die ſteh ich gut! gelt, Du verräthſt nichts?“ —

Das Kind hatte ſein Mäulchen ſchon zum Weinen verzogen und die Aeuglein gingen ihm über. Jetzt aber faßte ſie Michels Hand und ſchmiegte ſich an ſeine Seite, indem ſie ſchüchtern flehend zum Lehrer aufblickte. Der hatte es gar nicht ſo ernſtlich gemeint und ſah mit Wohlgefallen auf die beiden, ſo verſchiedenen Kinder. Der Michel war nämlich die Hauptperſon unter der ganzen Schaar, dem that's Keiner gleich an Stärke und an Schlingeleien; aber dabei hatte er doch das beſte Herz von der Welt, wenn man ihn nicht zornig machte. Das Bärbele hingegen gehörte eigentlich noch gar nicht in die Schule; weil ſie aber ein ſo ſtilles, ſanftes Mädchen war und ihre Mutter, eine arme

Wittwe, als Näherin den ganzen Tag auf die Stöhr ging, hatte der gute Lehrer sie in Verwahrung genommen.

Nun theilte er der horchenden Versammlung sein Geheimniß mit, das ich jedoch so wenig verrathen will, wie das Bärbele. Nur so viel kann ich sagen, daß ein ungeheurer Jubel ausbrach und die Kinder vor Vergnügen ganz zapplig wurden. Dann gingen sie, geheimnißvoll plaudernd, nach Hause und der Michel drohte noch Allen mit der Faust, reinen Mund zu halten.

II.

Der unsinnige Donnerstag.

Das war eine harte Woche für den guten Lehrer und hätte er nicht an seine eigene Jugend zurückgedacht, so wäre ihm der Geduldfaden gerissen.

Nun kam der Donnerstag heran und mit demselben brach der Unsinn völlig los. Da wurde nicht nur am Brunnen „gegumpt;" jeder Haarschopf, den man erwischen konnte, diente als Stricklein zum „Gumpen," wovon der Tag auch noch den besondern Namen „gumpiger Donnerstag" erhielt.

Die Schulstube befand sich zu ebener Erde und die Fenster reichten so tief herab, daß man bequem hinaus und herein sehen konnte. Gewöhnlich schadete dies nichts, denn es gab im Dorfe wenig genug zu sehen. Heute aber war es freilich ganz anders. Die Buben und Mädchen kamen so tropfenweise, wie der Regen, wenn's ihm nicht Ernst ist vor hellem Sonnenschein. Jeder Ankömmling wurde schon von Weitem mit Faxen begrüßt und in allen Gesichtern stand geschrieben: „Wart, dich gump ich heut noch!" Bald

fuhr das Eine, bald das Andere in die Höhe und der gute Lehrer predigte tauben Ohren.

Plötzlich brach ein schallendes Gelächter los. Der Michel hatte von Außen sein Gesicht mit einer großen, falschen Schnappsnase an die Scheiben gedrückt und war sogleich wieder verschwunden. Herr Altdorfer merkte, daß draußen etwas los sei und ging mit seinem spanischen Rohre bewaffnet, vor die Hausthüre. Alles war im Schulzimmer mäuschenstill; gleich aber brachte der Lehrer seinen Gefangenen am Rockkragen herein und nun erscholl ein ohrbetäubendes Gelächter. Der Michel hatte seinen Spenser auf die linke Seite gekehrt, die Hosen in die Stiefel gesteckt und sich zum lumpigsten Handwerksburschen maskirt. Aber es brachte ihn nicht aus der Fassung; gutwillig ließ er sich in die Strafbank schieben, wo er ohnedem besser daheim war, als in seiner Reihe.

Kaum hatte der Lehrer den Unterricht wieder begonnen, so quikste und quakste es aus allen Bänken; die Köpfe fuhren in einem fort bald hinauf und bald hinab wie rechte Ziehbrunnen und die Buben wie Mädchen hatten kein glattes Härlein auf dem Kopfe. Nur der Michel sah dem Treiben in voller Sicherheit zu und gerade darauf schien er es abgesehen zu haben, denn er war eine Wette mit allen Kindern eingegangen, „daß ihn Keines erwischen sollte," obgleich er sich verschworen, heute ohne Pudelkappe auszugehen.

Endlich rief der Lehrer: „Jetzt hab ich's gerade genug! Macht, daß ihr fortkommt!"

Die Kinder ließen es sich nicht zweimal sagen und wären am liebsten gleich durch die Fenster gesprungen. Aber der Lehrer rief: „Sachte, sachte! hübsch paarweis!" —

„Ades! Herr Lehrer!“ tönte es von allen Lippen; kaum waren sie aber draußen, so hörte man den üblichen Gesang:

„Heisa, lirum, dideldum,
Faßnacht kommt gegangen;
Alles gumpet rings herum
Wo die Zöpflein hangen.

Mädeln, zupfet keck und frisch,
Jagt umher die Buben,
Faßt sie nur am kurzen Wisch,
Sei's in Gaß und Stuben.

Wen verdrießen will der Spaß
Thut man tüchtig stumpen!
Heute gibt es keinen Haß!
's ist erlaubt das Gumpen.

III.

Wie es dem Michel erging.

Unsere Kinder machten dem Tage alle Ehre. Sie schüppelten einander nach Herzenslust, und wenn sie ein Erwachsenes erwischen konnten, war's erst ein rechter Jux. Sogar die Allerkleinsten schlichen auf der Stubenbank heimlich hinter die alte, liebe Großmutter, um einige graue Härlein zu erwischen und machten es dann mit einem Kusse wieder gut. Heute war jede List erlaubt; Jung und Alt mußte es sich gefallen lassen, wenn es nicht gar zu grob ausfiel.

Nur der Michel war immer noch ungerupft durchgekommen, obwohl er sich den ganzen Tag über mit bloßem, glattgekämmten Kopfe auf der Gasse umhertrieb und selber mit seinen derben Fingern in die Haare der Andern fuhr.

Es ſchien, als ob er rückwärts Augen habe; denn ſobald ſich ihm verſtohlen Eines näherte, flugs, drehte ſich ſein Kopf und er ſchüppelte drauf los.

Dies ärgerte die Kinder nicht wenig, beſonders als der Tag ſich zu Ende neigte und bereits der klare Mond in die Gaſſen ſchien, auch das Abendläuten ſie in die Häuſer trieb. Der Michel renommirte daheim vor den Knechten und Mägden, welche am großen Tiſch um die Schüſſel ſaßen, die Ellenbogen aufgeſtemmt und mit dem Löffel beſchäftigt. Er hielt ſich jedoch in Mitte der Stube auf und war ſorglich auf der Hut, um nicht zu allerletzt noch die Wette zu verlieren.

Auf einmal klopfte es an's Fenſter und er hörte ein Geflüſter: „Michel, Michel!“ Es klang gar nicht faßnachtsmäßig, ſondern recht ängſtlich und verdrießlich. Er öffnete die Scheibe ein wenig und frug:

„Was gibt's?“ —

„Alles iſt verrathen! aus dem ganzen Spaß beim Schullehrer wird nichts!“ war die klägliche Antwort.

Sogleich ſtieg ihm die Zorneshitze in den Kopf und er rief:

„Wer hat geſchwätzt! der ſoll's kriegen, daß er ſein Lebtag daran denkt!“

„Wer anders, als Dein Bärbele! Du biſt an Allem Schuld! warum haſt Du gut geſagt für ſie;“ war die Antwort.

Jetzt litt es den Michel nimmer in der Stube. Glühend vor Zorn riß er das Fenſter auf und ſprang mit beiden Füßen zugleich auf die Straße, indem er ſchrie:

„Die ſoll mir's kriegen, das Plappermaul! gleich geb

ich ihr den Denkzettel, den ſie nicht vergißt von heut bis über's Jahr!"

Müllers Bernhard entgegnete: „Da brauchſt nicht weit zu laufen; die Buben dort haben ſie ſchon eingefangen." —

Wirklich erblickte er beim Mondſchein in einiger Entfernung drei Knaben und das Bärbele in ihrer Mitte. Wie ein Pfeil ſchoß er auf ſie los, drängte ſich in die Gruppe und wollte eben auf die Kleine losfahren, als er rückwärts von Bernhard ergriffen und ſo tüchtig geſchüppelt wurde, daß er plötzlich unter dem Gelächter der Andern zur Beſinnung kam. Das vermeinte Bärbele fiel zu Boden; es war aber Niemand anders, als die große Puppe, welche Bernhard's Schweſter gehörte.

Anfangs wollte Michel aufbegehren und mit beiden Fäuſten um ſich ſchlagen, aber ſein Zorn legte ſich augenblicklich, denn er war froh, weil das Bärbele nicht geplaudert hatte und der Hauptſpaß nicht verdorben war. Wartet, ich tränk es euch ſchon noch ein!" rief er und ſchlich von dannen.

Als ſie in der Stube ſeinen emporſtehenden Haarbüſchel gewahrten, ging erſt das Gelächter von Neuem an und die Knechte ſangen:

„Die Wett' iſt verloren,
In d'Höh ſteht der Schopf;
Nun kratzt ſich der Michel
Zuletzt noch am Kopf.
Hol ſchnell aus dem Keller
Den Krug voller Bier;
Vertrink Deinen Aerger,
Wir trinken mit Dir!"

Das ließ ſich der pfiffige Michel nicht zweimal ſingen und Alle waren kreuzfidel.

IV.

Der rußige Freitag.

Bis zum nächsten Morgen hatte Michel seinen Plan entworfen; dieses Mal wollte er ihn jedoch besser ausführen, als gestern. Nur eines that ihm leid, daß er sein unschuldiges Bärbele hatte schlagen wollen und er ärgerte sich nun über seinen abscheulichen Hitzkopf.

Der Michel ging ordentlich in die Schule und zeigte das vergnügteste Gesicht von der Welt. Ueber Nacht war's den andern Buben fast Angst vor ihm geworden; aber er lachte ihnen von Weitem entgegen und rief:

„O, ihr Duckmäuser, ihr! gelt, am Tag traut ihr euch nicht an mich! Propirt's meinetwegen gleich; ich mach mir nichts aus schwarzen Strichen, das ist gerad lustig!" Dabei ließ er seine Hände in den Hosentaschen stecken und pfiff manch lustiges Liedchen.

Als ihn das Bärbele daher kommen sah, klopfte ihr das arme Herzchen, denn sie betrachtete sich als die unschuldige Ursache des gestrigen Vorfalls und sagte flehend: „Michel, sei mir nicht bös!" er aber entgegnete: „Dummes Ding, es fällt mir nicht ein!" und blinzelte sie freundlich an, indem er dachte: „Sei nur Du mir nicht bös; Du hättest mehr Ursache, als ich" So etwas sagt ein Bub wie der Michel aber leider nicht. —

Heute saß der Michel so ordentlich in seiner Schulbank, als sei es der Tag vor Weihnachten, und der Lehrer, welcher das Vorgefallene bereits erfahren hatte, dachte heimlich: „Dem war die Lehre gesund; es hat ihn der Uebermuth geplagt; ein guter Bub ist er doch, mein lustiger Michel!"

Es gab wieder heimlichen Muthwillen haufengenug in der Schule, beſonders in den letzten Bänken, wo nicht die Brävſten zu ſitzen pflegen, denen es mit dem Lernen zur Faſtenzeit nicht recht ernſt iſt, geſchweige denn in der Faßnachtswoche. Da fiel manche Kohle auf den Boden, wenn der Lehrer in die Nähe kam, daß man hätte glauben können, ein Kohlenbrenner habe hier einen Meiler errichtet. Nur der Michel ſaß immer noch geſetzt und ruhig da, heute ſogar noch ruhiger als Meßners Kathrine, das Muſterkindle, — wie Manches ſie ſpottweiſe nannte, welche aber gegenwärtig den Kopf häufig umdrehte, denn ſie war eine gar Neugierige.

Nach einer Stunde ſagte der Lehrer:

„Ich muß wahrhaftig bekennen, der Michel iſt der allerbrävſte. Ich hoffe, es bedeutet einen guten Anfang. Jetzt ſoll er gleich dafür belohnt werden. Komm heraus an die Tafel.“

Es war nemlich für Jedes eine große Freude, auf den Antritt zu ſteigen, von wo man über alle Köpfe weg ſah, und mit der weißen Kreide an die ſchwarze Tafel zu ſchreiben. So weit hatte es der Michel noch nicht gebracht und jetzt, in dem lang erſehnten Augenblicke ſchien er ſtocktaub zu ſein; der Lehrer mußte ſeine Aufforderung wiederholen. Endlich ſchritt er wie ein Träumender hinaus, immer noch die beiden Hände in den Hoſentaſchen. Der Lehrer reichte ihm nun ein langes friſches Kreidenſtück und diktirte bereits:

„Böſe Beiſpiele verderben“ —

Aber der Michel ſtand wie eine Bildſäule, griff keineswegs nach der Kreide, ſondern ſchaute ſie an, als ob ſie eine glühende Kohle wäre. Herr Altdorfer ſagte nun lächelnd: „Meinſt, Du könnteſt ohne Hände ſchreiben? hat Deine

Mutter ſie Dir in den Sack genäht, weil Du immer Dummheiten mit ihnen anfangſt? Heraus damit!" dabei zog er an dem rechten Arme des Buben und hob deſſen Hand empor. Bei dieſem unerwarteten Anblick brachen Alle in ein ſchallendes Gelächter aus; es wollte gar nicht enden, als auch die linke zum Vorſchein kam: beide Hände waren völlig mit Ruß überzogen und aus den geballten Fäuſten fielen die Kohlenſtücke. Nun lag ſeine heimliche Tücke am Tage. Der Lehrer nahm ihn zwiſchen die Beine, kehrte die Taſchen um, aber rutſchte ſogleich mit dem Stuhle zurück, denn der darin angehäufte Kohlenſtaub drohte ſeine eigene Kleidung zu beſchmutzen.

„Haben wir Dich, Erzhalunke!" rief der Lehrer und langte nach dem ſpaniſchen Rohre. Da verſtummte plötzlich alles Gelächter und die Kinder riefen:

„Verzeihung, Herr Lehrer! es iſt ja der rußige Freitag!"

Michel blickte verſtohlen auf, denn ſein Herz wurde bei dieſer Fürbitte ganz weich und es kam ihm ſogar eine Thräne in's Auge. Da fiel ſein Blick auf die Kathrine, welche nicht mitgerufen hatte und immer noch ſpöttiſch lächelte. Von Zorn wie beſeſſen, riß er dem Lehrer unverſehens aus, fuhr gleich einer Wespe auf die Kathrine zu und überſtrich ihr das ganze Geſicht mit ſeinen rußigen Händen. Der Lehrer konnte ihn kaum von dem Mädchen wegziehen, ſo toll war der Michel geworden.

Tiefes Schweigen herrſchte in der Schulſtube und Keines wagte eine Bitte um Verzeihung. Nur das Bärbele war eilig zum Lehrer herausgeſchlüpft, kniete vor demſelben nieder und hob beide Hände empor. Das ſchien ſowohl den Michel, wie den Lehrer zu beſänftigen und Letzterer ſagte:

„Hat Dich wieder der Zorn überrumpelt, Michel? Ei, ei,

was ſoll noch mit Dir werden, und gar noch in der Schule, das verdrießt mich, Michel! Ich will euch den alten Spaß gewiß nicht verderben, wenn's auch ein recht dummer iſt, aber ihr könntet doch warten bis nach der Schulzeit, eures alten Lehrers willen, der euch ſo gern hat." —

Bei dieſen Worten zog eine Rührung durch alle Gemüther; der Michel weinte, wie ein kleines Kind und rieb ſich mit den rußigen Händen in den Augen, daß eine ſchwarze Brühe von ſeinen Backen lief. Der Lehrer fuhr nun ſelbſt gerührt, zu Michel gewendet fort:

„Ich ſollte Dich eigentlich auf's Strengſte beſtrafen; weil aber Alle und beſonders das Bärbele für Dich gebeten haben, — was mich freut, Kinder, denn es zeigt ein gutes Herz — ſo will ich Gnade für Recht ergehen laſſen. Einen kleinen Denkzettel mußt Du aber doch kriegen, da hilft nichts! Bleib nach der Schule ein wenig bei mir und ſetz Dich nun in die Strafbank. O, Michel, ich glaub gar, Du ſchämſt Dich nimmer darüber?"

Der Michel aber richtete ſich bei dieſen Worten in die Höhe und ſagte: „Herr Lehrer, es ſoll wahrhaftig das Letztemal ſein!" und ging dann geſenkten Hauptes dahin.

Die übrige Schulzeit verlief muſterhaft, wie noch nie zuvor an einem rußigen Freitage. Dann beteten Alle andächtig ihr Schulgebet, ſagten „Ades, Herr Lehrer" und machten ſich paarweiſe auf den Heimweg.

Nur zwei Kinder blieben zurück: der Michel und das Bärbele. Als der Lehrer die Kleine gewahrte, ſagte er freundlich:

„Was willſt denn Du noch hier, Schmeichelkätzchen?"

Das Bärbele ſchaute jedoch zärtlich auf den armen,

rußigen Michel, dann flehend zum Lehrer empor und ſchluchzte:

„Geſchieht ihm was?“

Da nahm ſie der gute Herr Altdorfer auf den Schooß, ſtreichelte ihr blondes Haar und ſagte:

„Haſt den Michel denn gar ſo lieb?“

Die Kleine nickte mit ihrem Köpflein und ſtreckte die Hand nach ihrem Beſchützer aus, während der gute, alte Herr beſchwichtigend flüſterte: „Ich eß ihn nicht; er iſt kein Faßnachtsküchlein und viel zu rußig für meinen Appetit.“ Dann ſagte er ihr noch heimlich etwas in's Ohr, während ein heller Sonnenſchein über das Kindergeſicht flog. Sie ſprang ſogleich von des Lehrers Schooße auf den Michel zu, legte ihre beiden Händchen auf deſſen rußige Wangen, zog den Kopf zu ſich herab und vertraute ihm, was der Lehrer geſagt hatte, nemlich, des Michels Strafe.

Sie muß nicht groß geweſen ſein, denn die beiden Kinder küßten fröhlich ſeine Hand und gingen vergnügt von dannen.

Ich will nicht aufzählen, wie viele Schnurrbärte heute plötzlich über den Lippen der Mädchen wuchſen, zu deren Entfernung aber kein Raſirmeſſer nöthig war; wie viele ſchwarze Striche die Knaben im Geſichte bekamen; wie viele Seife heute darauf ging: — nur das iſt gewiß, die Kathrine kam dabei am übelſten weg. Zwiſchen Michel und den ſämmtlichen Kindern herrſchte aber vollkommner Friede und wenn ſie auch dem rußigen Freitage ſein altes Recht ließen, geſchah es nur zum gegenſeitigen Spaſſe, und war kein Strafgericht, wie bei der Kathrine.

V.

Der ſchmalzige Samstag.

Es ging nun von einem Tag zum andern immer luſtiger zu: im Rathhausſaale probirten die Ortsmuſikanten ihre Ländler und Hopſer; faſt in jedem vermöglichen Hauſe wurde ein Schwein geſchlachtet, eingeſalzt und verwurſtelt; die Schuſter ſohlten die Tanzſchühlein; an die Fenſter der Näher-Kathrine klopfte es noch ſpät in der Nacht, um ein geheimes Bündel zu bringen oder abzuholen und ſogar beim Schulmeiſter ging es nicht mit richtigen Dingen zu, denn aus der Hinterſtube gegen den Anger hin vernahm man des Abends eine wunderliche Muſik.

Am Samstag Morgen war's auf der Gaſſe wie ausgeſtorben; es trieben ſich keine luſtigen Kinder herum, alle ſteckten ihre Naſe zur Küche hinein, wo die Mutter ſich bereits mit Zubereitungen für die Fastnachtskühlein beſchäftigte. In der allergrößten Schüſſel lag das feine Mehl und mitten drin im Grübchen der Hefenteig. Nun wurde die Schüſſel auf den warmen Ofen geſtellt; jedes Mädchen hatte ſich mit einem Kochlöffel bewaffnet und trieb die Buben aus der Küche, welche aber ſtets auf's Neue wieder kamen, gleich den Fliegen, wo es etwas zu Naſchen gibt. Ueberall ſchnuffelten ſie herum, liefen Jedem zwiſchen die Füße und ſuchten einen guten Biſſen zu erwiſchen, bis endlich die Mutter mit dem Beſenſtiel den Kehraus machte. Nun zog ſich Einer nach dem Andern verdrießlich fort und maulte über die Mädeln, welche überall voran ſein müſſen, bis eine ganze Verſchwörung der Bubenſchaft gegen ſie entſtand. Keiner wußte mit dem langen Vormittag etwas Rechtes anzufangen, Jeder lehnte an

Mauern oder Hausthüren, bis endlich der Michel des Weges kam und solch pfiffiges Gesicht machte, daß sie merkten, der führe etwas im Schilde. Der lustige Bub sagte aber kein Wörtlein, sondern winkte nur verstohlen mit dem Kopfe, und Einer nach dem Andern schlich ihm nach. So ging er von Gasse zu Gasse und bald standen Alle auf dem freien Anger hinter dem Schulhause, wie eine Schaar Krähen beisammen.

Jetzt rief er: „Laßt euch was sagen! wir wollen's den Mädeln eintränken, weil sie heut gar so wichtig und hoffärtig thun, daheim gerad so, wie in der Schule. Der Lehrer meint auch immer, sie seien die brävsten und wir Buben seien nicht halb so gut!"

„Ja, ja!" schrieen Alle; — „die Mädeln sind die Rechten! nichts vergönnen sie uns!"

Der Michel rief: „Paßt auf, was wir thun! Der Schullehrer soll einmal merken, daß wir ihn auch gern haben, wenn wir ihm gleich manchmal Verdruß machen. Wie wär's, Buben, wenn ihm heut Jeder eines von seinen Küchlein brächt, aber heimlich, daß die gescheidten Mädeln nichts merken?"

Alle riefen einstimmig: „Es gilt! der schmalzige Samstag soll leben!" — „Und der Schullehrer!" schrie Einer allein. „Ja, und der Michel!" jubelten Alle.

Nun steckten sie die Köpfe noch enger zusammen und verabredeten, wie sie es ausführen wollten. Dann hieß der Michel sie auseinandergehen, den Einen da, den Andern dorthin, damit Niemand etwas von ihrer Uebereinkunft merke, und bestimmte Schlag Ein Uhr als die Zeit, wo sie hier wieder zusammentreffen wollten.

Heute überhörte Keiner das Mittagläuten, denn vor den Küchels gab es ja auch die Wurstsuppe. Zugleich lag neben jedem irdenen Teller, dem schmalzigen Samstag zu Ehren, ein Paar fette goldgelb gebackene Küchlein, in der Mitte so dünn verlaufen, wie Papier.

Die Buben waren nicht faul, tüchtig zu löffeln, während die Mädchen ihren Appetit besonders auf die schmalzigen, warmen Küchlein sparten. Das Fett glänzte nur so um die Mundwinkel herum und die kleinen Finger waren wie in Schmalz getaucht. Aber die Buben hatten sich die Wurstsuppe so gut schmecken lassen, daß sie mit ihrem zweiten Küchlein nach dem Tischgebet jubelnd auf die Gasse sprangen, während es in der Küche auf's Neue an das Backen ging für die Faßnachtstage.

Punkt Ein Uhr standen alle Buben auf dem Anger, nur der Michel fehlte noch. Jetzt kam er daher, an dem einen Arme trug er einen weltsgroßen Korb, unter dem andern aber einen Bündel nagelneuer Blumenstäbe. Alle umdrängten ihn, und nun wurden sämmtliche Küchlein in den Korb gelegt. Es blieben noch viele übrig, und dafür wußte Michel den besten Rath. Auf jeden Stecken heftete er zu oberst ein Küchlein und ein allgemeiner Jubel brach los. Die Kleinsten aus der Schaar durften nun paarweise dieselben tragen, Michel folgte mit dem Korbe und die Andern schloßen sich dem Zuge an. So marschirten sie auf's Schulhaus los.

Sie traten durch die hintere Thüre in den kleinen Hof, wo der Lehrer eben seinen Spaziergang machte. Der rieß die Augen verwundert auf und rief:

„Ja, was gibt's denn da? Ist heute schon Faßnachts-Sonntag und sind das Landsknechte aus der guten, alten Zeit?"

Auf ein Zeichen vom Michel ſtimmten nun Alle das Lied an:

„Heil, unſerm Lehrer, Heil!“

Dieſer aber unterbrach ſie lachend und rief:

„Was nicht gar! da thät mich ja am Ende der König abſetzen, wenn ihr das Lied einem alten Schulmeiſterlein ſänget. Was gibt's denn eigentlich, ihr Schlingel?“

„Kücheln! Kücheln, Herr Lehrer! Guten Appetit!“ ſchrie das luſtige Völklein.

Als der gute Mann die fröhlichen Kindergeſichter ſah, aus denen die liebevolle Gutherzigkeit glänzte, wurde es ihm ganz warm um's alte Herz und er merkte, wie die „Schlingel“ ihn doch lieb hatten. Ganz gerührt ſagte er:

„Aber was ſoll ich denn mit all dieſen Kücheln thun, Buben?“

„Eſſen!“ war die einſtimmige Antwort. Der Lehrer nahm ſogleich eines aus dem Korbe und wie es zwiſchen ſeinen Zähnen krachte, riefen die Kinder: „Hoch!“

Nun kam auch die Frau Lehrerin und ſchlug erfreut und verwundert die Hände zuſammen, das machte den Jubel erſt vollkommen.

„So, nun bedank ich mich halt recht ſchön,“ — ſagte der gute Herr Altdorfer und verließ ſeine Buben. Dieſe aber gingen ſo ſeelenvergnügt von dannen, wie noch nie zuvor an einem ſchmalzigen Samstage.

VI.

Die Faßnachtsreiter.

Der hellſte Sonnenſchein lachte frühlingsmäßig vom Himmel herab, als ob die letzten Schneeflocken nur eine

luſtige Maskerade geweſen wären und die Geſichter von Jung und Alt lachten ihm entgegen. Jetzt gab's erſt eine recht luſtige Faßnacht.

Kaum war der ſonntägliche Gottesdienſt vorüber, ſo ging auch ſchon der Spektakel aus allen Ecken los. Den Anfang machten die Buben als Faßnachtsreiter. Da ritten ſie luſtig einher auf ihren Steckenpferden. Der große Kopf des Schimmel oder Braunen war mit Bändern und farbigen Papierſtreifen geziert und mit Schlittenſchellen behängt. Die Reiter ſelbſt hatten Papiermützen mit einem mächtigen Federbuſche auf, allerlei bunte Lappen hingen an ihren umgewendeten Kitteln, ein Säcklein befand ſich auf der einen Seite; an der andern ſteckten Gabel, Meſſer und Löffel, ſtatt der Rößlein ſchlugen die Reiter aus und wer ihnen zu nahe kam, trug ſicher einen tüchtigen Rippenſtoß davon. Hei! wie ſie wieherten und ſich bäumten! Es war eine Luſt, die kecken Reiter zu ſehen.

Vor jedem wohlhabenden Hauſe hielten die Faßnachtsreiter an und ſtießen in ihre hölzernen Trompeten, daß ſogleich Klein und Groß unter die Hausthüre trat. Nun machten ſie ihre Sätze und Sprünge, wieherten auf's Neue, als ob ſie einen Sack Haber im Leibe hätten und rannten mit ihren Gäulen an manchem kleinen Mädchen empor, daß es erſchrocken zurückfuhr und ſich hinter die Schürze der Mutter flüchtete. Endlich brachten ſie ihre muthigen Rößlein zum Stillſtand und nun ſchrieen die Reiter mit lauter Stimme:

Ihr werthen Frauen und guten Herrn!
Wir kommen daher aus weiter Fern;
Wir reiten über Stock und Stein
Und kehren bei jedem Hauſe ein.

Wir ſind Soldaten voll keckem Muth
Und dürſten nach rothem Traubenblut.

Die Gabelzink iſt unſer Spieß,
Er trifft den Knödel ganz gewiß;
Das Meſſer iſt die ſchärfſte Kling
Und haut entzwei ein jedes Ding;
Wir fürchten uns vor keiner Schlacht
Und hauen drein, daß' blitzt und kracht.

Ihr werthen Frauen und guten Herrn!
Soldaten eſſen und trinken gern;
Drum laßt uns euch empfohlen ſein
Zu Küchlein, Knödel, Wurſt und Wein
Und was ihr ſonſten habet noch,
Wir eſſen's und trinken's mit lautem Hoch!

Kaum waren dieſe Worte beendet, ſo bäumten ſich die Rößlein mit muthigem Gewieher auf's Neue und die Peitſche fuhr manchmal neben hinaus; aber den Faßnachtsreitern war auch ein Späßlein zu viel geſtattet. Die Hausfrau brachte nun Küchlein oder einen Wirſtzipfel; der Bauer langte wohl auch in den Sack und ſuchte nach einem Kreuzer. Dann ſchwenkten die Reiter ihre Rößlein und ritten zum nächſten Hauſe; hinter ihnen aber liefen mit lautem Jubel die ganze Schaar von Buben und Mädchen.

Glück auf die Reiſe, ihr kleinen, luſtigen Faßnachtsreiter!

VII.

Beim Sonnenwirth.

Es war gerade, als ob an dieſem Nachmittage Alles pudelnärriſch geworden wäre. Aus jedem Hauſe ſchlüpften luſtige Masken und trieben ſchon auf der Gaſſe ihren Muth-

willen; aber am tollſten ging es doch beim Sonnenwirth zu, wo die Muſikanten zum Tanze aufſpielten. Von weiter Ferne hörte man ſchon die Trompeten und in der Nähe das Geſtrampel der luſtigen Burſche, mit manchem Juhſchrei vermiſcht.

Mit dem Glockenſchlag drei hatte der Tanz begonnen und die langen Tiſche nebſt Bänken an der Seite waren mit Männern und Weibern beſetzt, welche heute ihr Schöpplein Wein mit einander gemeinſchaftlich im Wirthshauſe tranken, um all dem Spektakel zuzuſchauen.

Immer kamen neue Gäſte und dazwiſchen die drolligſten Masken, welche mit lautem Gelächter begrüßt wurden. Nun humpelte ein altes Weiblein an ihrem Stocke herum, und ein weltsgroßer Buckel krümmte ihren Rücken. Sie ging von einem Tiſch zum andern, klagte ihre Leiden, und bettelte um ein Almoſen. Jetzt erſchien auch ein Feldſcheer, mit großen Schmidezangen zum Ausreißen der Zähne, mit langen Meſſern und Sägen umhängt. Muthwillig nöthigte er manches barloſe Bürſchlein auf einen Stuhl, um ſich raſiren zu laſſen; dann ſuchte er alle zahnluckigen Mädchen aus, um das letzte Stümplein auszureißen, was immer mit allgemeinem Gelächter begleitet war. Nun erblickte er die Alte mit dem Buckel, ſprang auf ſie zu und rief:

„Den Buckel wollen wir gleich operiren, her damit!“ Er wetzte ſein langes Meſſer, während Alle ſich um ihn drängten und durchſchnitt den Höcker von oben bis unten: eine Menge Krapfen, Küchlein, Würſte fielen nun daraus hervor und Alle ſtürzten ſich darüber her; das alte Weiblein hatte ſich aber im Nu in ein junges Mädchen verwandelt, welches mit dem Feldſcheer im Saale herumwalzte.

Kaum hatte man weidlich über dieſe Maskerade gelacht, als ſchon wieder eine andere erſchien. Dieſesmal war es eine braune Zigeunerin, welche auf dem Rücken einen Korb trug. Sie ging gleichfalls von einem Tiſch zum andern, leerte Allen die Gläſer und zog den widerſtrebenden Mädchen die Hand hervor, um ihnen daraus wahrzuſagen, was jedesmal mit einem allgemeinen Gelächter gekrönt wurde, denn die Zigeunerin brachte Alles an's Tageslicht, was ein Geheimniß hätte ſein ſollen; es war ſtets eine Neckerei oder ein ſchlechter Witz. Bald aber merkte der Eine und Andere, daß ihm ſein Sacktuch, ſeine Doſe oder gar der Geldbeutel fehlte und Alle ſchrieen durcheinander: „Die Zigeunerin hat geſtohlen! wo iſt der Polizeidiener!“ —

Auch ein ſolcher war vorhanden, mit langer, rother Naſe und einem fürchterlichen Schnurrbart. Sogleich arretirte er die Zigeunerin und unterſuchte den Korb. Aber ſtatt der geſtohlenen Gegenſtände hob er ein ſchreiendes Wickelkind heraus und ſogleich drängten ſich alle Weiber herzu. Die Sonnenwirthin aber ſtieß einen wahren Schreckensruf aus, es war ihr eigenes Kindlein; die Zigeunerin wurde entlarvt und da ſtand nun der Sonnenwirth ſelber, der mit ſeinem Weibe ſammt dem Kinde im Arm herumtanzte.

So ging es in bunter Abwechslung immer fort: Hauſirer riefen ihre Waaren aus und verkauften ſie um Groſchen und Sechſer. Alle waren in Stroh gewickelt und es gab manchen luſtigen Spaß, wenn dann ein alter Nagel, ein zerbrochenes Hufeiſen, oder gar ein Schnuller zum Vorſcheine kam. Dann erſchien ein Quackſalber mit Pillenſchächtelein und Medizingläſern, der vom Stuhle herab den Leuten allerlei lächerliche Krankheiten andichtete und ſeine Heilmittel dafür ausrief; ein Hanswurſt fehlte natürlich auch

nicht; er machte Purzelbäume und Kunststücke, versetzte aber mit seiner Britsche unversehens den Mädchen einen Klatsch.

Plötzlich riefen Einige, welche am Fenster standen: „Ein Maskenzug! ein Maskenzug!“ — Alles drängte herbei, um ihn zu sehen; der Polizeidiener machte Platz an der Thüre und es polterte bereits die Stiege herauf.

VIII.

Die kleine Musikantenbande.

Alles hatte sich in Erwartung und Stille zu beiden Seiten aufgestellt und der Zug näherte sich der Thüre.

Voran schritt stattlich der Kapellmeister. Er trug eine Perrücke, dessen Haarzopf beinahe auf dem Boden streifte; sein altmodischer Frack bestand aus lauter Notenpapier; darunter trug er eine grüne, langschößige Weste, schwarze, kurze Hosen, gelbe Strümpfe und auf den Schuhen waren riesige Schnallen; in der Hand aber hielt er einen Stock mit einer vergoldeten Kugel.

„Der Schulmeister! der Schulmeister!“ riefen Alle unter schallendem Gelächter, und drängten sich näher herzu.

Ihm folgte ein winzig kleiner Tambour mit einem gemalten Schnurrbärtchen; er hielt die beiden Schlegel trommelbereit in den Händen und marschirte im besten Soldatenschritt.

„Das Bärbele! schaut nur das Bärbele!“ klangs von jedem Munde.

Nun kamen paarweise die sämmtlichen Kinder aus der Singschule: Schweizer und Schweizerinnen, Tiroler und Tirolerinnen, kurz alle Nationen; den Schluß aber bildete ein rußiger Kaminkehrer mit Leiter und Besen.

„Sonnenwirths Michel!“ lachten Alle, und schrieen dazwischen: „Hast dein Säcklein noch vom rußigen Freitag voll?“ — Der Bub drohte Jedem lustig mit der Ruthe und sprang sogleich auf den Ofen.

Das Lächerlichste an der kleinen Musikantenbande waren aber ihre Instrumente. Da sah man jedes musikalische Kinderspielzeug, vom hölzernen Trompetchen bis zur Ratsche; Posthorn, Maultrommel, Triangel, blecherne Teller, Klingel und Klapphölzer, -- alles war vorhanden. Jedes Kind hielt in der linken Hand ein Notenblatt und sah höchst wichtig possirlich darein.

Nun schlug der Tambour einen Wirbel und der Zug bewegte sich um den Saal, dann gab der Kapellmeister das Zeichen mit seinem Stocke. Da erscholl sogleich im besten Takte die Musik und Alle spielten so gut zusammen, daß ein lautes Beifallklatschen sie am Schlusse belohnte. Sie mußten wieder auf's Neue beginnen, so gut gefiel es Allen.

Auf einmal rief's vom Ofen herab:

„Der Kapellmeister soll leben!“

und sogleich kamen die Gäste mit gefüllten Krügen herbei, in den Ruf einzustimmen. Alle brachten es dem alten, lustigen Herrn zu, daß er sich kaum erwehren konnte. Er gab endlich das Zeichen zum Aufbruche und das Bärbele trommelte tapfer zum Abmarsche. Doch der Sonnenwirth mit seinem Michel versperrte ihnen den Weg vor der Thüre und Beide commandirten: „Rechtsum -- kehrt euch!“ Nun schritt der kleine Kaminkehrer voran und leitete den Zug in's anstoßende Zimmer, das bisher verschlossen geblieben war. Hier stand ein Tischlein deck dich für Alle bereit; es fehlte nicht an Faßnachtskuchen mit Mandeln und Rosinen; ein Gläslein Meth und eine vollgefüllte Kanne lud jeden

Muſikanten zum Schmauße ein, der Kapellmeiſter aber bekam eine eigene Flaſche mit rothem, ſüßen Tiroler.

Dies war des Michels verlorene Wette. Nun ging es luſtig her. Eine Geſundheit nach der andern wurde getrunken und die Kinder ſtießen immer wieder auf's Neue mit ihrem alten, lieben Schulmeiſter an. Dabei faßten ſie die beſten Vorſätze, nie mehr in der Schule Schlingel zu ſein, weil er ihnen heute gar ſo große Freude gemacht hatte.

Nun ertönte im Saale die Tanzmuſik auf's Neue. Sogleich ſprang der Michel in die Höh, ergriff den kleinen Tambour und drehte ſein Bärbele hinaus. Alle folgten ihm und die Großen hielten gerne ein, um den Kindern dieſe Freude zu gönnen. Aber bald gefiel es ihnen doch wieder beſſer am Tiſchlein deck dich, wo es ihnen herrlich ſchmeckte.

Jetzt kam die Sonnenwirthin zum Lehrer und rief: „Ein Tänzlein muß ich haben, da hilft nichts!" Der alte Mann ſträubte ſich zwar, endlich gab er nach und führte die Sonnenwirthin am Arm hinaus. Dieſe warf den Muſikanten einen blanken Gulden zu und ſagte: „Einen Ländler für uns ganz allein!" — und jetzt drehten ſich die Beiden langſam und altmodiſch herum, bis es dem Schulmeiſter ſchwindlig wurde. Ueber dieſen Tanz hatten Alt und Jung große Freude und wieder klangen die Gläſer mit dem Rufe:

„Der Schulmeiſter und die Sonnenwirthin ſollen leben, hoch!" —

Inzwiſchen war es faſt dunkel geworden; vom Kirchenthurme ertönte die Abendglocke, während lautloſe Stille auf dem Tanzboden herrſchte. Dann aber erhob der Kapellmeiſter ſeinen Stab; die kleinen Muſikanten verſtunden das Zeichen; ſie ſtellten ſich an und marſchirten wohlgeordnet

in Reih und Glied von dannen. Bald lagen ſie in ihren Betten und träumten von dem luſtigſten aller Faßnachtstage.

IX.

Die Kaffee-Frau-Baſen.

Der Faßnachtmontag begann mit dem hellſten Frühlingswetter, Jung und Alt ging zur Kirche, denn die Werkſtätten blieben ja doch geſchloſſen, da hatte alſo Jedes Zeit genug zum Beten und dann noch übrig genug zum Luſtigſein. Es dauerte ohnedem nicht lange, die Leute zerſtreuten ſich nach allen Seiten und die Kirche wurde wieder leer. Nur ein ſteinaltes Mütterlein, die Anna-Marei, blieb noch eine gute Weile, hierauf ging ſie an ihrem Stocke auf dem Kirchhof von Grab zu Grab und ſetzte ſich endlich auf einem Hügel nieder, wo ihre jüngſte Tochter eingeſenkt war.

Nach einiger Zeit kam Müllers Lenor aus dem Meßnershäuslein geſprungen. Als ſie das Weiblein gewahrte, ſuchte ſie in ihrer Taſche unter Brodkrumen ein Kreuzerlein und ſagte:

„Guten Morgen, Anna Marei! auch ſchon auf?“

Die Alte blickte freundlich zu dem luſtigen Mädchen empor und erwiederte:

„Meinſt vielleicht, ich hätt' die halbe Nacht getanzt, daß ich jetzt ausſchlafen müßt? Für ſo ein altes Weib iſt's einerlei — Faßnacht oder Faſten und es wär ſchier nöthig, daß ich die ganze Nacht in der Kirch blieb, um für euch leichtſinnige Dinger zu beten.“

Die Anna Marei ſagte jedoch dieſes Alles mit ſo gutmüthigem Ton, daß die Lenor merkte, es ſei nicht ſo ſtreng gemeint. Sie drückte ihr Kreuzerlein in die knöcherne Hand,

ſchmunzelte und rief: „Da, Anna Marei, kauf Dir ein Bröcklein Zucker zum Kaffee!“

Das Weib nickte dankend mit dem Kopfe, ſteckte das Almoſen ein und fügte bei:

„Kaffee! was nicht gar Gogelhopf und Wein. Meinſt, ſo was ſei für unſer Eins? ein Bröcklein Schmalz zur Waſſerſupp will ich aber Dir und der Faßnacht zu Ehren drum kaufen, und nun behüt Dich Gott, Lor, Deine Füß zappeln ja vor lauter Luſtigkeit.“

Die Lor ging aber nach dieſer Rede langſamer, als vorher und hatte arges Mitleid mit der Alten, welche ſo allein in ihrem verfallenen Häuslein am Ende des Ortes lebte und gar nichts von der luſtigen Faßnacht vermerkte. Nach einer Weile begegnete ihr Krämers Roſe und wenig Schritte entfernt kamen auch Hagenbauers Urſchel und Bäckers Lene daher. Dies waren die vier beſten Kamerädinnen und ſie blieben bei einander ſtehen.

Die Lenor war inzwiſchen mit ihren Gedanken fertig geworden und ſagte leiſe:

„Mädeln, ich wüßt einen Spaß für heut Nachmittag.“

Nun ſteckten ſie die Köpfe noch enger zuſammen und die Lenor ſagte:

„Wie wär's, wenn wir uns als alte Weiber maskirten und bei der Mutter Anna Marei einen Kaffee kochten? Die ſitzt da droben zum Sterben traurig auf dem Grab ihrer Tochter und merkt gar nichts von der Faßnacht; ſie hat kaum Schmalz in ihre Supp, geſchweig denn ſo ein Schälchen Kaffee.“

Der Vorſchlag gefiel Allen. Krämers Roſe rief: „Ich bring den gemahlenen Kaffee!“

„Ich den Zucker!“ ſagte die Lor.

„Ich ſchöpf von vier Weidling das Obere ab;“ verſicherte Hagenbauers Urſchel.

„Und ich ſorg für's Eintunken,“ verſprach Bäckers Lene.

Die Mädchen verabredeten nun noch ihre Maskerade, gelobten ſich Verſchwiegenheit und wollten alles in einem Korbe zur Anna Marei tragen, wenn dieſe des Nachmittags in die Kirche ging, wo ſie gewiß zwei Stunden ausblieb. Das armſelige Häuslein hatte nur einen Holzriegel, denn zum Stehlen gab's dort weiter nichts, und „mich ſelbſt ſtiehlt kein Menſch“ — pflegte die Anna Marei zu ſagen.

Die Mädchen führten Alles heimlich aus und konnten den Nachmittag kaum erwarten. Endlich humpelte die Alte zum Kirchhof und die vier Kamerädinnen machten ſich mit einem mächtig großen Korbe auf den Weg. In dem Häuslein angekommen, ſprangen ſie darin umher, wie die Mäuſe, wenn die Katz aus dem Haus iſt, zündeten ein Feuer auf dem Herde an, ſtellten die Milch daneben und kochten den Kaffee. Die Lenor deckte nun ein blühweißes Tuch über den wackligen Tiſch und kramte die Taſſen, Löffel, Zucker und Kuchen aus. Zwei alte Stühle, ein Holzblock und eine Bank vervollſtändigten das Ganze und nun tanzten die Mädchen händeklatſchend ringsherum.

Jetzt aber kam die Hauptſache. Im Korbe lag auch die Maskerade für Jedes. Die Eine hatte eine uralte Bockelhaube, die Andere ein großes Tuch, Mieder und Joppen, die Dritte einen langen Schurz, Naſenzwicker und Schnupftabaksdoſen mitgebracht. Dann kramten ſie noch in Anna Mareis dürftigem Kleidervorrath umher und ſuchten ſich das Paſſende aus. Mit rothem Ziegel ſtrichen ſie einander Falten in's Geſicht und ſahen nun bald aus wie uralte, gebückte Spitalerinnen. Sie konnten ihre Freude

und gegenseitige Bewunderung kaum mäßigen und hätten darüber bald die Milch überkochen lassen.

Nun mahnte Lenor, daß es Zeit werde, aufzupassen, ob die Alte noch nicht komme. Richtig wackelte sie auch schon die Gasse herab; das dauerte aber immer noch eine gute Weile. Schnell schenkten sie den Kaffee ein, für die Anna Marei eine ganze Schüssel voll und machten so viele Bröcklein, daß es eher einer Suppe glich. Sie setzten sich rings um den Tisch und thaten, als ob sie zu Hause wären.

Als die Anna Marei unter die Thüre trat, blieb sie fast erschrocken stehen und vermeinte, irre gegangen zu sein. Aber dort stand ihr Bett, dort hing ihr alter Weihbrunnkessel und das Sterbkreuzlein darüber; es mußte doch ihre Stube sein; es wurde ihr ganz wirbelig im Kopf.

Jetzt näselte die Lenor im verstellten Tone und wackelte mit dem Kopfe dazu:

„Grüß Gott, Frau Gevatterin! ist vielleicht auch ein Täßle g'fällig?"

Die Andern konnten das Lachen nicht halten, sie vergaßen ihre Rolle gänzlich und sprangen auf die Alte zu.

„Ja, ist das nicht die Lenor, und die Ursel; ja wahrhaftig die Rose und Lene! — brachte endlich Mutter Anna Marei hervor und wischte sich vor Lachen die alten Augen, während ihr Herz vor Rührung und Freude fast geweint hatte. Sie ließ sich auf ihren Stuhl niederziehen, und Alle nöthigten sie, zuzugreifen. So gut war es ihr lange nicht mehr gegangen, und daß die Mädchen an sie altes Weiblein dachten, that ihr wohl, wie der wärmste Sonnenschein.

Nun plauderten sie fröhlich mit einander. Mutter Anna Marei erzählte Geschichten aus ihrer eigenen Jugend und

wußte ſelber nicht mehr recht, ob ſie nicht gar auch als altes Weiblein maskirt und noch jung ſei.

So verſtrichen ein paar Stunden, als man auf der Gaſſe Muſik vernahm. Sogleich rief die Lenor: „Die Fahnenſchwenker kommen!“ und drängte die Anna Marei unter die Hausthüre, während die vier Mädchen ſich hinter ſie halb verſteckten.

Es war nemlich im Dorfe ein uralter Brauch, daß am Faßnachtsmontag drei junge Burſche, welche durch das Loos erwählt wurden, ſchön herausgeputzt mit einer großen mit Bändern geſchmückten Fahne durch den Ort zogen, und vor jedem fürnehmen Bauernhauſe, wo ein gutes Trinkgeld zu erwarten war, oder auch wo im verfloſſenen Jahre Hochzeit oder Kindstaufe ſtattgefunden hatte, die Fahne dreimal mit einem Glückwunſche kräftiglich um den Kopf ſchwangen.

Als ſie nun ſo plötzlich der luſtigen Geſellſchaft vor der ärmſten Hütte im Dorfe anſichtig wurden, hielten ſie inne und mit lautem Hurrah ſchwang Einer nach dem Andern die Fahne vor der alten Anna Marei und der Letzte ſang:

„Juheiſa, juheiſa, die Anna Marei,
Iſt jung, wie ein Mädel und luſtig dabei;
Und hat ſie das Hundert erſt richtig und voll,
Sie nochmal ein Hundert erleben dann ſoll!“

Die Lenor hatte inzwiſchen ein Krüglein mit Kaffee gefüllt und brachte es zum Danke den luſtigen Burſchen. Sie leerten es mit einem wiederholten Hoch auf die Anna Marei zuſammen und zogen dann unter lautem Gelächter weiter.

Dies war ein unerwarteter und ſchöner Schluß für ihr Feſt und die Alte weinte vor Freude über dieſe Ehre. Nun wurde es aber dunkel; die Mädchen packten ihre ſieben

Sachen ein, sagten der Anna Marei Ades und zogen in ihrer Maskerade fröhlich noch von Haus zu Haus. Die Alte aber betete noch lange in die Nacht hinein für die guten Kinder, welche mitten in ihrer Lust an die einsame Armuth gedacht hatten.

X.

Ende.

„Alles hat ein Ende" — und so ging's auch mit der Faßnacht. Aber „Ende gut, Alles gut," sagt das Sprichwort, und dafür wollten die lustigen Kinder auch noch sorgen.

Unser Michel war überall der Erste, und bei dieser Gelegenheit ließ er es daran auch nicht fehlen. Schon am Vormittag wanderte er in Gesellschaft von Müllers Bernhard zum Dorfanger hinaus, Jeder mit einem Grabscheit versehen, um eine länglichte Grube zu machen, was sie natürlich unter gegenseitigen Neckereien mit der ausgegrabenen Erde richtig vollzogen, und sie inzwischen mit einem Brettchen bedeckten.

Der Tag wurde ihnen keineswegs zu lang, wie es bisweilen zu geschehen pflegt, wenn man für den Abend etwas Wichtiges vorhat. Dafür sorgten schon allerlei Maskenzüge, welche aus den umliegenden Ortschaften kamen und denen regelmäßig die Kinder das Geleite gaben. Schlag vier Uhr aber versammelten sie sich auf dem Dorfplatze und waren säuberlich ausstaffirt, wie es für diese Gelegenheit paßte. Jedes hatte seine Kleider auf der verkehrten Seite an und einen Trauerflor, freilich nur aus schwarzen Papierstreifen bestehend, um den Arm geschlungen; die Mädchen trugen

Strohkränze auf dem Kopfe und jedes hielt in der Hand das Stückchen eines Putzlumpens, welches das Sacktuch vorstellen sollte. Der Michel war gänzlich in Stroh eingewickelt und trug die Schaufel hocherhoben gleich einer Fahne. Ihm zur Seite stand die Lenore, sie trug auf dem Arme eine Strohpuppe, mit vielfarbigen Lappen ausgeputzt; man hätte sie ganz gut als Vogelscheuche benützen können, dieses Mal stellte sie jedoch die Prinzessin Faßnacht vor, welche nun begraben werden sollte am Ende ihrer Tage.

Nun setzte sich der Zug in Bewegung, zuerst der Michel, dann die Lenor, hierauf die Musikanten mit ihren hölzernen Trompetchen, womit sie einen ohrzerreißenden Trauermarsch bliesen und dann folgte paarweise die ganze Versammlung.

So erreichten sie den Anger und hielten vor der Grube. Jetzt begann Michel sein Amt. Er nahm die Strohpuppe von Leonorens Arm, preßte sie an's Herz und sprach, zu der versammelten Schaar gewendet:

Nichtswerthe Versammlung!
Schlingel von Buben und Trischtratsch von Mädchen!

Da stehen wir Alle trauernd am Grabe der wohllöblichen Prinzessin Faßnacht. Ehe wir sie versenken, will ich Euch noch ein Stücklein ihrer Lebensgeschichte zum Lob und Preis ihres tugendsamen Wandels erzählen.

Sie ist geboren zu Schmalzhausen im Königreiche Kuhstall. Ihr Herr Vater hieß Durst und ihre Mutter Frau Wurst, ihre Brüder aber waren Schabernack, Dudelsack, Hans Narr und Veit Hopser benamset. Von ihrem eigenen Lebenswandel kann ich Euch berichten, daß sie im Triumphzug herumgereist ist von Ort zu Ort, überall die Durstigen

getränkt, die Hungrigen gespeist und die Trübsinnigen getröstet hat.

Nun aber ist's aus mit ihr und darum laßt sie uns mit Ehren, mit Trauer und Jammer beklagen, bis zur fröhlichen Auferstehung am nächsten unsinnigen Donnerstag."

Bei diesen Worten verhüllten alle Mädchen ihre Gesichter mit den groben Sacktüchern und brachen in jämmerliches Wehklagen aus, durch welches sich manches Gekicher hören ließ. Dazwischen legte Michel die Strohprinzessin in die Grube, und die andern auserlesenen Buben warfen Erde darauf, bis das Loch gefüllt war. Nun aber stimmten Alle das Trauerlied an:

„Begraben ist die Faßenacht,
Nun wird dem Spaß ein End' gemacht,
O weh!
Nun sind die Küchlein all gespeist,
Die Musikanten abgereist,
Ade!

Doch über's Jahr, da steht sie auf
Zu einem neuen Erdenlauf,
Nach Schnee!
Drum lasset uns getröstet sein,
Und stimmet Alle fröhlich ein:
Juhe!" —

Ein lustiger Tanz auf dem Anger beschloß nun dieses Begräbniß, dann gingen die Kinder vernünftig geworden nach Hause, denn die Faßnacht war ja vorüber für ein Jahr.

„Ein Späßlein in Ehren —
Wer will's verwehren?" —

Im Frühling und Sommer.

Heraus, ihr lieben Kinderlein
Auf Felder und auf Wiesen!
Es lacht der goldne Sonnenschein
Und tausend Blumen sprießen.
Die Halme strecken schon empor
Die Spitzen und die Lanzen,
Viel tausend Käferlein im Chor
Darauf im Spiele tanzen.

Es singt die Lerch im Aetherblau,
Es quackt der Frosch im Teiche,
Das Mäuslein pfeift in seinem Bau,
Die Grille thut das Gleiche.
Es säuselt froh der kühle Wind
Und hält die Frühlingsreise,
Das Bächlein fließet pfeilgeschwind
Und murmelt seine Weise.

Im Walde grünt das junge Moos,
Ein Zelt die Blätter weben,
Da ruht man weich in seinem Schooß,
Hat Schatten auch daneben.
Ein „Tischlein deck dich" gibt es hier,
Wenn reifen alle Beeren,
Der Quell ist reiner, als das Bier,
Wer will das Trinken wehren?

Dort findet man zu jeder Zeit
Gar luſt'ge Kameraden,
Und braucht nicht erſt mit Förmlichkeit
Die Gäſte einzuladen;
Sie kommen alle ſelbſt herbei
In Menge hergeſprungen
Und ſtellen ſich in Glied und Reih,
Da wird geſpielt, geſungen.

Die Blumen blühen jeden Tag
Um einen Kranz zu winden,
Und wer ſich nur beſinnen mag
Kann ſelbſt ein Spiel erfinden.
Heiſa! es jauchzt die Kinderbruſt,
Sie kennet keine Sorgen,
Und iſt vorüber eine Luſt
Kommt eine neue morgen! —

I.

Die erſte Frühlingsfahrt.

Der kleine Ort, wohin ich meine Leſer führe, iſt keine Stadt und kein Dorf, ſondern ein hübſcher Marktflecken, rings von grünen Wieſen, Wäldern und Feldern umgeben. Geſpielen gibt es dort nach allen Sorten und ſie halten ohne Rangesunterſchied zuſammen. Da iſt Amtmanns Rudolf mit ſeinen drei Schweſtern Marie, Karoline und der kleinen Anna; Revierförſters Eugen beſitzt ebenfalls ein ſolches Pärchen, Helene und Fanny geheißen; der Schulmeiſter hat einen Joſeph und eine Regina, der Büchſenmacher einen Scheibentoni; Krämer, Gärtner, Seifenſieder, Bürger und Bauer, alle ſind mit ſolcher Waare reichlich geſegnet.

Aber der Oberſte von Allen iſt doch der Rudolf, denn er hat ſtets die beſten Einfälle, weil er ſo viele Bücher liest und mit ſeinen Eltern oftmals in die nächſte Stadt reiſen darf. Dabei iſt er fröhlich und flink, wie ein Eichkätzchen, aber nicht im mindeſten biſſig, ſondern ganz im Gegentheile immer gutmüthig. Doch die kleinen Buben und Mädchen werden ſich Alle ſelber vorſtellen und wir wollen ſie nicht länger aufhalten, denn ſie haben etwas vor.

Anna's Mittagsſchläfchen war vorüber und ſie richtete ſich in ihrem Gitterbettſtättchen empor mit dem roſigſten Geſichtlein von der Welt. Sogleich war Rudolf an ihrer Seite und rief der Mutter, um die Kleine zu befreien. Dieſe nahm ſie liebkoſend auf den Arm und ſagte:

„Was fangen wir nun heute an Deinem dritten Geburtstage an?"

Rudolf rief: „Alles ſchon vorbereitet! eine achtſpännige Spazierfahrt, wie eine Königin ſie nicht flotter haben kann; gelt, Mutter, Du erlaubſt es?"

Dieſe entgegnete: „Und wohin ſoll's denn gehen, wenn man fragen darf? Nach Paris oder Wien; vielleicht gar nach Tribsdrüll?"

Marie geſellte ſich ſchmeichelnd zur Mutter und bat, daß ſie Annchen mit in das Wäldchen nehmen dürften. Auf der Wieſe daneben ſei es gar ſo warm und ſonnig und ſie hätten ohnedem heute einen Vakanztag, wo es dort ſo viele Geſpielen gäbe; ſie und Karoline wollten gewiß das Schweſterchen gut bewachen.

Die Mutter war es zufrieden und Rudolf eilte vergnügt von dannen, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Er zog ſeinen allerliebſten kleinen Wagen aus dem Schuppen gerade vor die Hausthüre hin. Dann ſtieß er

in ſein Poſthorn und das Signal wurde ſogleich beantwortet. Wiehernd trappten und ſtampften aus den Nachbarshäuſern acht Buben herbei und ſchlugen nach allen Seiten aus. Rudolf ſtreichelte ſie und brachte die Gäulchen zum Stillſtand. Nun holte er zwei lange Stricke, knüpfte Schlingen und ſpannte die Rößlein ein; zuvorderſt zwei Rappen, den Eugen und Joſeph, dann zwei Braunen, Krämers Seppel und Gärtners Franz, dann kam der braunrothe Scheibentoni als Fuchs und daneben ein Schimmel, dies war der weißköpfige Schuſterbub und an die Deichſel knüpfte er Müllers Bernhard und Sonnenwirths Ludwig, beide von zweifelhafter Farbe.

Hui, wie ſeine Rößlein vor Ungeduld die Erde zerſtampften und mit den Köpfen gegeneinander fuhren! Nun erſchienen Marie und Karoline, welche den Wagen mit Tüchern auspolſterten; die Mutter führte Annchen heraus und half ihr einſteigen, auch legte ſie ein wohlgefülltes Proviantſäcklein in's Wägelchen und ſchärfte dem Kutſcher noch Vorſicht ein. Dieſer ſchwang ſich auf's Sitzbrett, knallte mit der Peitſche, daß die Gäule auf's Neue wieherten und ausſchlugen, blies auf dem Poſthorn und vorwärts ging's, wie nochmal ein Achtgeſpann, daß die beiden Mädchen kaum noch nachkommen konnten. Annchen winkte zum Abſchied mit beiden Händchen und lachte aus vollem Herzen, ſo heftig auch der Wagen ſtoßen mochte. Malers Fritz ſprang als Hund aus dem Hauſe und lief bellend neben der Equipage her; die Mutter ſchaute ihnen lächelnd nach, bis ſie an der Ecke verſchwanden.

Zunächſt am Orte breitete ſich eine Wieſe aus und wurde vom Walde berandet. Es war der allgemeine Sammelplatz für ſpielende Kinder und im warmen Frühlings-

wetter fand ſich dort auch manches alte Mütterchen ein, um die erſtarrten Glieder zu ſonnen. Dahin alſo ging die Geburtstagsfahrt und der Achtſpänner langte dort an, ohne auch nur ein einziges Mal umgeworfen zu haben. Auf's Neue wieherten die Pferde und bellte der Hund. Marie hob klein Annchen aus dem Wagen und Rudolf ſpannte aus. Nun wälzten ſich die Gäule wie Füllen auf dem Raſen und der Hund wargelte ſich die Wieſe entlang, während Annchen ſogleich die Frühlingsblumen abzupflücken begann und den beiden Schweſtern brachte, damit ſie einen Kranz daraus winden konnten. Karoline jedoch hatte einen guten Einfall; ſie ſprang in den Wald, knickte einen blühenden Zweig und rief zurückkehrend:

„Jetzt bin ich die gute Fee Flora und thue meinen Zauberſpruch. Herbei ihr Pferdchen, welche die böſe Belladonne verwandelt hat. Wen ich mit dem Zweige berühre, iſt aus dem Bann erlöst und Alle ſind ſchöne Prinzen, wie zuvor.“ —

Auf dieſen Ruf krochen ſie auf allen Vieren heran und das Hündchen folgte ihnen. Die gute Fee ertheilte Jedem einen tüchtigen Hieb und der Zauberbann war gelöst. Nach dieſer Verwandlung gebrauchten die Knaben ſogleich ihre wiedergewonnenen menſchlichen Stimmen und jauchzten in die blaue Luft empor. Bald hatten ſie ſich nach allen Seiten vertheilt, ſchaukelten auf Baumäſten, kletterten wie Eichkätzchen empor, ſchlugen den Ball und Reif und fügten zu den verſchiednen Baumarten noch den Purzelbaum hinzu.

Marie und Karoline waren bei dem vergeſſenen Geburtstagskinde zurückgeblieben und merkten, daß die glorreiche Spazierfahrt weniger dem Annchen, als der Knabenbeluſtigung gegolten hatte. Sie verſpürten gute Luſt, darüber

zu ſchmollen, aber die Kleine war mit ihren gepflückten Schlüſſelblümchen ſeelenvergnügt. Das beſänftigte den Verdruß der Schweſtern und ſie flochten einen goldglänzenden Kranz für das Geburtstagskind. Dann breitete Marie ein großes, weißes Tuch über den Raſen, holte das Säcklein und kramte aus: Kuchen, gedörrte Aepfel und Birnſchnitze, ſogar Mandeln und Roſinen kamen zum Vorſcheine.

Solch ein ausgebreitetes Tiſchtuch gleicht einer aufgeſteckten Fahne und in wenig Minuten war es von der ganzen Verſammlung, geladen und ungeladen, umdrängt, und die kleine Feſtkönigin wurde jubelnd begrüßt. Nun lagerten ſich Alle um das Tuch, Annchen theilte auf's Freigebendſte aus. Sogar die Vögelein bekamen ihren Antheil; immer zahmer trippelten ſie herbei und trugen dann den Broſamen im Schnäbelchen auf einen Zweig.

Aber der Schmauß war bald zu Ende und auf Mariens vertrauliches Geflüſter mit Rudolf ſtob die ganze Geſellſchaft auseinander. Annchen verzog ſchon das Mäulchen zum Weinen, aber Lina hob bedeutungsvoll den Finger auf. Jetzt merkte die Kleine, daß etwas im Anzuge ſei und horchte. Rudolf erſchien zuerſt mit abgeſchnittnen, langen Weidenruthen und warf ſie vor das Wägelchen hin. Dann bog er ſie um dasſelbe und wölbte ſie zum Dache. Mit Spagat, von dem jeder luſtige Bub ſtets einige Trümmer in der Taſche hat, beſonders wenn er den Kutſcher ſpielt, befeſtigte er die Zweige und bald war ſein Werk fertig.

Nun kamen von allen Seiten die Knaben und Mädchen aus dem Wäldchen, Mützen und Schürzen aufgehäuft mit Blumen, welche ſie vor Marie und Lina ausſchütteten. Dieſe hatten ſich reichlich mit Bindfaden verſehen und flochten die allerſchönſten Gewinde, wozu Annchen die Blumen

hinreichen durfte. Rudolf verzierte damit die gespannten Weidenzweige; immer reichlicher wurde der Blumenvorrath, immer schöner das Wägelchen. Die Kinder brachen bei diesem Anblicke in einen wahren Jubelsturm aus und konnten nun die Zeit der Abfahrt gar nicht erwarten. Sie wollten Annchen im Triumphzuge durch den ganzen Ort fahren und die sämmtlichen Knaben den Wagen ziehen. Die Mädchen aber füllten ihre Schürzen auf's Neue mit Blumen, um sie zu beiden Seiten anszustreuen. Zum Glücke konnte das Leitseil gehörig verlängert werden und bald wieherten die Rößlein wieder am Wagen, unter dessen blumengeschmücktem Dache Aennchen mit verklärtem Gesichte und wahrem Festgefühle saß. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung; die Mädchen gingen zu beiden Seiten und sangen ihr Frühlingslied, welches sie vor einigen Tagen in der Schule gelernt hatten.

Ihr Blümlein alle im Erdenschooß,
Macht eure Glieder vom Schlummer los
Und streckt die Köpflein heraus geschwind,
Es kost und säuselt der Frühlingswind.

Ihr Blümlein alle, der Sonnenschein
Beschenkt euch lächelnd mit Kleiderlein,
Zum Bade winket der kühle Thau,
Die Gräslein warten auf grüner Au.

Ihr Blümlein alle, heraus, heraus!
Die Kinder brauchen den Frühlingsstrauß,
Es naht in Bälde der erste Mai,
Ihr Blümlein alle kommt schnell herbei.

Jetzt langten sie vor den ersten Häusern an. Aus allen Fenstern fuhren die Köpfe und alle Gesichter glänzten

von Wohlgefallen. Von Haus zu Haus ſchloſſen ſich die daheimgebliebenen Kinder an und als ſich der Zug dem Ziele näherte, war die ganze Ortsjugend verſammelt. —

Die Frau Amtmännin ſtand ſchon längſt unter der Hausthüre und ſchlug freudig verwundert die Hände zuſammen. Annchen ſtreckte der Mutter die Arme entgegen und kroch aus dem Wagen. Nun ſtreuten die Mädchen noch ihre letzten Blumen und die Knaben brachten ein lautes Hoch aus, das Rudolf angeſtimmt hatte.

Dies war klein Annchen Geburtstagsfeier, und nun geſteht, gibt es einen ſchönern, lieblichern, ſelbſt wenn die Mutter Chocolade kochte und alle eure Geſpielen in's Zimmer eingeladen würden?

II.

Moſes im Binſenkörbchen.

Lehrers Regina war an einem freien Nachmittag zu Förſters Helena auf Beſuch gekommen; aber es war große Wäſche im Hauſe, wo man die Mädchen nicht brauchen konnte und ihnen gerne die Erlaubniß gab, einen Spaziergang zu machen. „Darf ich auch mit?“ frug die kleine Fanny und blickte ſo bittend dazu, daß Helene antwortete: „Ja, wenn Du Dein großes Wickelkind mitnimmſt; denn ich weiß ein nagelneues, ſchönes Spiel, wozu wir es brauchen. Rathet einmal.“

Aber ſie konnten es nicht errathen und Regina bat: „Sag es uns, geh, ſag's.“ Die kleine Fanny hingegen ſchmollte: „Wenn Du es nicht gleich ſagſt, gib ich meine Bimbinella nicht dazu her.“

„Sie heißt heute nicht Bimbinella, und iſt gar kein

Mädchen, ſondern ein Bub, dazu noch ein Judenbub," erwiederte Helene neckend. Fanny wendete ſich in höchſter Entrüſtung weg und wollte eben nach Hauſe zurückkehren, als die Schweſter ſie mit den Worten beſchwichtigte: „Verſteh doch auch einen Spaß! nach dem Spiele kannſt Du ſie wieder Bimbinella oder Annamiedl nennen. Nun, ich will es Euch ſagen: wir ſpielen Moſes im Binſenkörblein; Deine Puppe iſt das Kind Moſes, das Körblein flechten wir ſelber; ich bin die Königstochter, Regina meine Geſpielin und die Fanny iſt des Moſes Schweſterlein."

Der Vorſchlag gefiel ihnen; es war ja ein ſo ganz neues Spiel und ſie konnten es kaum erwarten, bis ſie an den Weiher kamen. Fanny zeigte zwar etwas Beſorgniß für ihre Puppe, aber Helene verſprach, daß ihr gewiß nichts geſchehen ſollte.

O, der Weiher iſt etwas Schönes! Es iſt dort ſo geheimnißvoll, wenn die hohen, ſchlanken Binſen mit dem Schilfe um die Wette flüſtern, wenn die Fröſche untereinander quacken, als erzählten ſie von dem unterirdiſchen Glaspalaſte, wo die Waſſernixen wohnen; wenn die ſeidenglänzenden, blau und grün ſchimmernden Libellen mit ihren großen Augen ſich auf den Halmen wiegen. O, der Weiher iſt ein hübſcher Ort, nur muß man vorſichtig ſein und ſich nicht zu weit nach den Waſſerroſen und Binſen hinaus ſtrecken, damit die lauernden Nixlein die Kinder nicht hinunter ziehen.

Unſere drei Mädchen waren jedoch recht vorſichtig, als ſie die nöthigen Binſen ausrießen oder abſchnitten und ſetzten ſich zuſammen auf ein warmes, trocknes Plätzchen, wo ſie unter fröhlichem Geplauder recht geſchickt ein Körblein flochten, gerade groß genug für das Kind Moſes. Sie

ſpannten auch einen Reif darüber und freuten ſich ungemein über das niedliche Werk.

Dieſes allein war ſchon ein vergnügtes Spiel und der Nachmittag verſtrich ihnen dabei im Fluge. Nun ſollte erſt noch die Hauptſache kommen! —

Helene wollte ihrer kleinen Schweſter die Geſchichte erzählen, aber ſie war wieder beinahe beleidigt darüber und ſagte: „Meinſt Du, ich merke in der Schule ſo ſchlecht auf? Frag nur den Herrn Pfarrer, ob ich ſie nicht haarklein erzählen kann.“

Helene hatte aber ein neues Bedenken. „Die Königstochter muß doch eine Krone haben; wo nehmen wir dieſe her?“ —

„Wir flechten Dir einen Kranz und ſchneiden aus Papier die Kronenſpitzen, ich habe Alles zur Hand, Papier und Scheere,“ erklärte Regina. —

„Und mein rothes Halstuch iſt Deine Schärpe,“ ergänzte Fanny, um doch auch etwas Kluges zu ſagen, — „und Deine Schürze hängen wir Dir als Königsmantel um.“ —

All dieſes geſchah in höchſter Eile, um endlich zum Spiele zu kommen und Helene war ſo reizend geſchmückt, daß die ägyptiſche Königstochter ſich nicht ſchöner hatte putzen können. Die beiden größern Mädchen entfernten ſich nun eine Strecke und Fanny begann ihre Rolle zu ſpielen.

Zuerſt legte ſie ihre Puppe in das Körbchen und flüſterte im ſanfteſten Tone: „Weine nicht, mein Brüderchen. Du wirſt gewiß nicht naß. Ich gehe nicht vom Platze, damit Dir nichts geſchieht, auch ſtelle ich das Körbchen ganz nahe an's Ufer in das Schilf. Vielleicht kommt Jem d, der ſich Deiner erbarmt.“

Nach dieſer zärtlichen Rede küßte ſie das Kind Moſes, ſchob das Körbchen kniend zwiſchen das Schilf und die Binſen, indem ſie mit einem Stecken nachhalf, dann verbarg ſie ſich.

Nun näherten ſich die Beiden. Die Königstochter ſprach in hochdeutſch gezierter Rede:

„Laß uns ein wenig am Ufer des Nils auf und ab wandern; es iſt ein ſo lieblicher Tag.“

Ihre Begleiterin antwortete: „Wollen wir nicht ein Bad nehmen? Das Waſſer muß heute ſehr warm ſein,“ — und die Königstochter bejahte freudig den Vorſchlag.

Nun näherten ſie ſich dem Orte, wo ſich das Körblein befand und die Letztere rief:

„Ei, ſieh nur das niedliche Binſenkörbchen! ich möchte es gar zu gerne haben.“

Ihre Begleiterin kniete am Ufer nieder, ſchlug erbarmungsvoll die Hände zuſammen und rief mit kläglicher Stimme:

„Ach! es liegt ein Kindlein darin!“

Auch die Königstochter neigte ſich und ſagte: „Gewiß iſt es eines der iſraelitiſchen Knäblein, welche mein Vater zum Waſſertode verurtheilt hat. Laß es uns erretten; ich will es an Kindesſtatt annehmen. Wenn ich nur wüßte, wo ich es verbergen könnte vor den Augen meines Vaters! O, warum hat er doch ein gar ſo grauſames Herz!“

Jetzt trat das Schweſterchen aus ihrem Verſtecke, verneigte ſich bis zur Erde vor Pharaos Tochter und ſagte ſchüchtern: „Soll ich hingehen und eine der israelitiſchen Mütter holen, damit ſie das Kind aufziehe?“ —

Huldvoll entgegnete Jene: „Ja, thu es!“ und ſogleich lief Fanny davon.

Bis jetzt war das Spiel vollkommen gelungen, nun aber kam die Schwierigkeit. Fanny hatte das Körbchen wohl hineingebracht, aber mit dem Stecken es zu weit vom Ufer weggeſchoben. Sie getrauten ſich nicht über den Rand in die Binſen zu treten. Wer konnte wiſſen, ob ſie nicht verſinken würden? Man hatte ihnen geſagt, der Weiher ſei tief und ſumpfig und ſie oft genug gewarnt, ſich nicht in Gefahr zu begeben. Sie beſchloßen, nach einem langen Stocke zu ſuchen, um es vermittelſt des Reifes herauszuholen. Fanny gerieth in Sorge um ihre liebe Puppe und Alle vergaßen ihre Rollen gänzlich. Jedes lief nach einer andern Richtung und ſo waren ſie eine gute Strecke vom Weiher entfernt, als ſie ober ſich ein lautes Geklapper vernahmen. Sie richteten ihre Köpfe empor und riefen freudig: „Der Storch, der Storch!“

Ja, es war der Storch, welcher auf dem nächſten Kirchthurm alljährlich niſtete. Langſam flog er im Kreiſe daher, als ob er durch die blaue Luft ſchwimme, und näherte ſich dem Weiher, wo er ſich zur Erde niederſenkte. Die Kinder eilten nun herbei und duckten ſich neben dem hohen Schilfe, um ſich zu verbergen. Der Storch ſtolzirte gravitätiſch am Uferrande hin, putzte ſein ſilberweißes Gefieder, ſpähte mit ſeinen ſcharfen, klugen Augen umher, ſpießte ein armes Fiſchlein an und verzehrte es in aller Gemüthlichkeit als Abendimbiß. Plötzlich ſah er das Körblein und ſchritt neugierig auf die Stelle zu. Er ſetzte ſeinen langen Fuß keck zwiſchen die Binſen und zog den andern nach. Nun ergriff er mit dem Schnabel die Handhabe und hob das Körbchen ſammt dem Moſes heraus.

Jetzt kam der beſorgten Fanny die Angſt in's kleine Herzchen, er möchte ihrem Kinde am Ende gar die Augen

ausſtechen; ſie ſprang zur Hilfe herbei, wie eine Mutter, welche nichts fürchtet, wenn es gilt, ihren Liebling zu retten. Meiſter Langbein aber eilte ihr mit ausgebreiteten Flügeln entgegen und packte ſie am Rockzipfel. Auf ihr jämmerliches Geſchrei kamen die beiden Mädchen und ſogleich begann der Storch, auch dieſe zu fangen. Aber ſie bemerkten bald, daß er nichts weniger, als ein gefährlicher Geſelle ſei und ſich blos mit ihnen herumnecke. Das gefiel beſonders Helenen, welche das Necken ungemein liebte und da er ohnedem aus Aegypten kam, taugte dies gerade zu ihrem vorherigen Spiele und erhöhte noch die Luſt. Sie trieben ſich alſo mit ihm luſtig herum und bald floh das Eine, bald das Andere.

Fanny hatte inzwiſchen wieder ihre Puppe in Beſitz genommen und war glücklich, daß ſie gleich dem wirklichen Moſes aus dem Waſſer errettet war. Sie herzte und küßte dieſelbe und kümmerte ſich gar nichts mehr um die Andern.

Endlich hatte der Storch genug an dem Spiele und ſchwang ſich wieder mit lautem Geklapper in die Luft. Die Mädchen aber ſchrieen ihm nach:

Storch, Storch, Langbein,
Bring mir doch ein Brüderlein,
Will es ſorglich pflegen,
In das Bettchen legen,
In den Garten tragen
Und das Kind nicht plagen.

Nun war es aber auch für die Mädchen höchſte Zeit, heimzukehren. Die Mutter hätte ſonſt fürchten können, ſie ſeien in den Weiher gefallen. Vom Thurme läutete es bereits zum Abend und zu dieſer Stunde müſſen alle guten Kinder daheim ſein.

Fanny ſagte auf dem Wege noch ſchmollend: „Es iſt luſtig geweſen, aber mein Kind geb ich nimmer dazu her, daß Ihr's nur wißt. Gelt, Bimbinella?“

III.

Von den Indianern.

Rudolf hatte vom Chriſtkind ein ſchönes Buch über Amerika erhalten und ſtudirte eifrig dieſen Erdtheil. Kaum war die Schule vorüber, umdrängten ihn die Buben und Mädchen und riefen:

„Erzähl uns wieder etwas aus Deinem Buche!“

Er ließ ſich niemals zweimal darum bitten und begann mit wichtiger Miene:

„Jetzt ſpitzt Eure Ohren! merkt aber jedes Wort, daß wir ſpäter ein Spiel daraus machen können.“ —

„„Ja, ja! fang nur einmal an!““ riefen Alle. Und Rudolf erzählte:

„Man nennt die Indianer auch Rothhäute, weil ſie eine kupferfarbene Haut haben. Dieſe bemalen ſie auch noch mit Zinober im Geſicht, auf der Bruſt und den Armen mit allerlei Schnörkeln und Zeichen. Ihre Ohren durchſtechen ſie, wie die hoffärtigen Mädeln und hängen allerlei Geklingel, Perlen und glänzende Sachen hinein, oft ſogar an die Naſe auch noch. Es ſind eitle Burſche; ſie umwinden Hals, Bruſt und Arme mit Ketten, Perlen, Federn und was ſie nur an Putz oder Zierrath auftreiben können. Gelt, das gefällt Euch, Ihr Mädeln? Möchtet Ihr nicht Indianer Weiber werden?“

Aber die Knaben drängten in neugieriger Ungeduld: „Erzähl weiter!“ —

„Sie haben ein kohlschwarzes Haar, aber keinen Bart; den rupfen sie aus. Sie schneiden es kurz ab und lassen nur oben einen Büschel stehen, welchen sie die Scalp-Locke heißen."

„„Warum?"" schrieen die Zuhörer einstimmig.

„Werdet's gleich hören. Die Scalp-Locke schmieren sie mit Fett ein, damit sie recht glänzt, drehen sie in die Höhe und durchflechten sie mit Federn, daß er wie ein Helmbusch aussieht."

„„Aber was bedeutet er denn?"" —

„Wenn die Indianer einen Feind im Kampfe erlegt haben, schneiden sie ihm die Kopfhaut querüber durch, packen dieselbe am Haarbüschel und ziehen sie ab; den bewahren sie dann als Siegeszeichen auf."

„„O, wie grauslig!"" sagten die Mädchen mit einer Miene des Eckels, aber sie horchten doch, was Rudolf weiter erzählte; die Buben dagegen drehten sogleich ihren Haarbüschel in die Höhe, und der Erzähler begann von Neuem:

„O, die Indianer, besonders die Pawnees, sind prächtige Burschе, wie Ihr gleich hören werdet. Sie haben kräftige, gelenke Glieder und huschen wie ein Wiesel durch's Gebüsch, oder kriechen am Boden hin. Sie hören den fernsten, leisesten Ton und haben Augen, so scharf, wie ein Adler."

„„Wie sind sie denn angezogen?"" frugen die Kinder mit gesteigerter Neugierde.

„Nun wißt Ihr, dort ist's ziemlich warm, und sie brauchen nicht viel Kleider. Das Hauptsächlichste ist ein kurzer Rock, ein Mantel aus Thierfellen, oder aus einer wollenen Decke, welche sie über die Schulter hängen, damit der rechte Arm frei bleibt und enganliegende Stiefel, gleich Strümpfen aus Leder, welche sie Mocassins heißen."

„„Und wie ſehen denn die Weiber aus?““ frugen die Mädchen.

„Gerade ſo ſchön, wie Ihr, wenn Ihr Euer Geſicht mit Ziegel anſtreicht,“ — ſprach Rudolf neckend und fuhr fort: „Man heißt ſie Squaws, und ſie müſſen fleißig arbeiten, Holz herbei tragen, Wurzeln und Beeren ſuchen und ſogar die Häuſer bauen. Ja, ſo eine Squaw hat mehr zu thun als Ihr.“ —

„„Erzähl uns von ihren Häuſern!““ —

„Die ſind aus Baumſtämmen und Stangen erbaut und werden ſchräg über einander gelegt, ich denke mir's, wie droben im Hopfengarten!“

„„Hurrah!““ ſchrieen die Buben.

Rudolf fuhr fort: „Oben iſt ein Loch, damit der Rauch hindurch kann. Statt der Thür hängt man ein Fell oder eine Decke vor den Eingang. In der Mitte befindet ſich der Feuerplatz; um dieſen lagern ſich Alle auf der Erde hockend und auf den Ellenbogen oder die Knie geſtützt.“

„„Und was haben ſie denn für Betten?““

„Meint Ihr vielleicht gar eine Bettſtatt und ein Federbett darin? — Nichts da! Nur ein Lager aus Moos. Und nun paßt auf, jetzt kommt die Hauptſache.“

Alle horchten mit angehaltenem Athem. Nach einer kurzen Pauſe fuhr Rudolf in ſeiner Erzählung fort.

„Die Indianer, beſonders die Pawnees, thun Niemand etwas zu Leid, als ihren Feinden. Wenn ein Fremder in ihr Zelt kommt, ſind ſie ſehr höflich und freundlich. Sie bringen ihre Tabakspfeife, Kalumet, oder Friedenspfeife genannt. Dieſe hat meiſt einen roth bemalten Kopf, ein langes Rohr mit allerlei Quaſten und Perlen behängt, und daraus thut Jeder einen Zug der Reihe nach, zuletzt

auch der Gast. Wer aus einer Pfeife mit ihnen geraucht hat, ist ein Freund, und dem geschieht nichts.“

„„Erzähl uns, von was leben denn die Indianer?““

„Nun, sie gehen auf die Jagd, auf Büffel, Bären, Hirsche und fischen auch.“

„„Und was haben sie für Waffen?““

„Ihre Hauptwaffe ist der Tomahak, so eine Art Beil, denk ich mir, oder ein Streitkolben mit einem Stück Eisen; dann das Scalpirmesser, Bogen und Pfeil, auch Gewehre, welche sie gegen Thierfelle einhandeln. Sie sind sehr tapfer im Kriege, wählen einen Anführer, dem sie gehorchen und wenn sie nach einem gewonnenen Siege nach Hause kommen, jauchzen ihnen die Weiber und Kinder entgegen. So, jetzt weiß ich nichts mehr“ — beschloß Rudolf seine Erzählung.

Die Zuhörer waren jedoch sehr zufrieden und die Knaben verabredeten sich, ein Indianerspiel zu treiben. Aber die Mädchen wollten auch dabei sein. —

IV.

Im Hopfengarten.

Bald kam das wunderschönste Frühlingswetter und es traf zu allem Glücke auf einen Mittwoch. Nach der Vormittagsschule winkte Rudolf einigen Auserwählten, sie drängten sich auf ein Häuflein zusammen und es wurde für diesen Nachmittag das Indianerspiel verabredet. Rudolf hatte in seinem Buche folgende Geschichte gelesen:

Ein böser Osage-Indianer war in die Ansiedlung der Hinterwäldler geschlichen und hatte das Weib eines derselben geraubt, um es später gegen rothes Tuch auszuliefern.

Alle Nachbaren verfolgten ſeine Spur, konnten ſie aber nicht auffinden. Da gingen ſie zum guten Pawnee-Häuptling und baten denſelben, ihnen zur Auffindung des Räubers behilflich zu ſein. Dieſes geſchah; der feine Spürſinn und das ſcharfe Auge des Indianers entdeckte den Feind in einer verlaſſenen Blockhütte; dieſelbe wurde belagert, das Weib befreit, der Räuber gebunden in den Wigwam des Pawnee-Indianers fortgeführt, wo dieſer mit ſeinen Gäſten die Friedenspfeife rauchte.

Dieſe Geſchichte ſollte nun geſpielt werden und Rudolf rief:

„Ich bin der Häuptling; — Büchſenmachers Tony iſt der Oſage-Indianer, meine Schweſter Marie das geraubte Weib und Ihr andern die weißen Hinterwäldler. Meine Karoline aber putzt uns Indianer heraus und kann zur Belohnung die Squaw vorſtellen. So, jetzt wißt Ihr's; Punkt vier Uhr geht's an, denn wir brauchen eine gute Weile, um als Indianer zu erſcheinen.“ —

Die Umgebung des Ortes bot zu dieſem Spiel die ſchönſten Plätze. Der Hopfengarten ſenkte ſich auf einer Seite gegen die Kiesgrube und den Weiher; auf der andern ſchloß ſich eine ausgedehnte Wieſe an, die vom Walde begrenzt war. Dort befand ſich eine halbverfallene Bretterhütte, in welcher der Flurſchütz vor Wind und Wetter einen nothdürftigen Unterſchluf ſuchte, oder die armen Weiblein mit ihren Reiſigbündeln raſteten. Konnte es für das Indianerſpiel etwas Beſſeres geben? —

Schon ſeit einigen Tagen hatte Rudolfs Mutter gemeint, er ſollte ſich vom Bader die Haare ſchneiden laſſen, aber er bat immer um Gnadenfriſt. Heute vertraute er ihr ſein großes Vorhaben und entwarf den ſchönen Plan.

Die gute Mutter lächelte nur und ſagte: „Was Euch doch Alles einfällt! aber meinetwegen, nur treibt keinen Unfug; ich will einmal ſelbſt nachſehen.“

Jetzt war es nochmal ſo luſtig; Marie und Karoline packten zwei Körbe voll Sachen und ſchleppten Alles zum Hopfengarten, während Rudolf und Tony zum Bader eilten, um ſich die Köpfe ſcheren zu laſſen, jedoch mit Vorbehalt der „Scalp-Locke“ auf dem Hauptwirbel. Dem alten Manne machte es ſelber Spaß; er ſalbte den Schopf ſo tüchtig, daß er glänzte und kerzengrad in die Höhe ſtand. Jetzt ging es pfeilgeſchwind zum Hopfengarten.

Die beiden Knaben ſetzten ſich ſogleich auf einen Erdhaufen und die beiden Mädchen machten ſich über deren „Scalp-Locke“ her. Hahnenfedern, Glasperlen, Goldpapier, ſogar das ſchillernde Endchen einer Pfauenfeder wurden zum Helmbuſche verflochten und Einer jubelte beim Anblick des Andern.

Was nun aber weiter? Rudolf hätte am liebſten gleich das Hemd abgeſtreift, doch die Mädchen wehrten ab und bewieſen aus einigen Buchſtellen, daß die Indianer farbige Hemden trügen, gerade ſolche, wie Rudolf. Er warf alſo nur Rock und Stiefel von ſich, was auch der Tony that und die Mädchen ſchmückten mit rothen Bändern deren Socken zu Mokaſſins aus. Die Beinkleider wurden aufgeſtülpt, Marie zog ihren kurzen Unterrock aus, Lina that ein Gleiches und dieſe reichten den Knaben bis an's Knie. Zwei Shawltücher bildeten die Mäntel und die Indianer waren fertig; nur die weiße Hautfarbe verrieth noch die Europäer. Da war leicht zu helfen. Fein geriebenes Ziegelmehl wurde in Menge über Geſichter, Arme und Beine geſtrichen und damit die „Rothhaut“ hergeſtellt.

Jetzt bedurfte nur noch Rudolf als Häuptling eines besondern Schmuckes. Die Mädchen kramten ihre Armbänder und Perlenschnüre aus und das liebe Goldpapier ergänzte, was noch fehlte. Es war eine Pracht zum Ansehen.

Nun aber die Waffen! Rudolf hatte schon längst für diesen Tag Vorsorge getroffen und mit erfinderischem Sinne alles hergestellt. Da war vor Allem der „Tomahak," eine Art Beil aus Pappendeckel mit Silberpapier überzogen und dem festen Holzstiele; — zwei gebogene Haselnußzweige mit strammer Schnur; ein papierner Köcher, darin eine Menge Schilfpfeile; endlich die schartigen Taschenmesser aufgeschnappt, welche als Scalpirmesser angehängt wurden.

Nun ging es an das Ausschmücken des Zeltes. Die aufgestellten Hopfenstangen glichen fast vollkommen der Beschreibung des Buches von einem indianischen Wigwam. Die offenen Zwischenräume schloßen sie mit Stangen, und vor die einzige Oeffnung hingen sie eine große Pferdedecke. Was brauchte es da mehr? Zuletzt zog Rudolph noch triumphirend aus dem Korbe die „Friedenspfeife" hervor. Er hatte den letzten Kreuzer darauf gewendet, eine Thonpfeife zu kaufen, sie roth bemalt, und da sie nur zum Scheine rauchten, genügte ein bemalter mit Perlen und Quasten verzierter Stecken als Rohr.

Auf die Ausschmückung der „Squaw" wurde weniger Sorgfalt verwendet; sie war ja nur eine Nebenperson und die rothe Ziegelfarbe genügte.

Jetzt schlug es auf dem Kirchthurme eben dreiviertel. Tony ergriff Mariens Hand und sprang mit ihr fort über die „Prärie" in die zerfallene Bretterhütte am Saume des Wäldchens, es war ein sehr friedlicher Raub. Rudolf legte sich in das Zelt auf seinen Ellbogen gestützt, während

Karoline in den Erdhaufen nach den bereits hervorsproſſenden kleinen Hopfen grub und ſie in das Schürzchen ſammelte.

Es ſchlug vier Uhr; Rudolf lauſchte mit feinſtem Indianerohre. Bald nahten ſich einige amerikaniſche Hinterwäldler mit „Feuerwaffen" verſehen und ſpähten nach allen Seiten. Dann ſtellten ſie ſich auf einen Haufen und hielten Kriegsrath. Der Pawnee-Indianer hatte ſie mit ſeinen Adleraugen entdeckt, griff nach Pfeil und Bogen, kroch gleich einem Wieſel zwiſchen den Zelten und Erdhäufen hin und ſtand plötzlich aufgerichtet vor den Nahenden, indem er rief:

„Was ſucht das Blaßgeſicht im Wigwam des freien Mannes?" —

Nun trat Einer der Amerikaner vor und entgegnete:

„Hat das ſcharfe Auge meines Bruders die Spur eines Räubers entdeckt, der des weißen Mannes Frau mit ſich wegführt?"

Der Häuptling ſprach mit ernſter Ruhe:

„Die Hyäne ſetzt ſich nicht dem Pfeile aus, wenn ſie die Beute im Rachen trägt!"

Nun traten die amerikaniſchen Hinterwäldler zu einer Berathung zuſammen und nach kurzer Weile begann deren Anführer wieder:

„Will mein Bruder uns helfen, die Fußſtapfen des Räubers zu entdecken? Meines Bruders Auge iſt ſchärfer, als das unſere!" —

Stolz und ruhig ſchritt der Häuptling in ſein Zelt und kehrte bald darauf vollkommen bewaffnet zurück. Dann ſchoß er gleich einem Pfeile über die Prärie, duckte ſich oftmals zum Boden, ſchlich auf der Erde hin und ſprang dann wieder in einem Satze auf die Seite. Alle folgten ihm.

Auf einmal ſtieß er einen pfeifenden Ton aus und blieb ſtehen, indem er die Andern erwartete. Sogleich frug der Amerikaner:

„Hat mein Bruder eine Spur entdeckt?“

Der Häuptling deutete auf doppelte Fußſtapfen und rief: „Oſage-Indianer das Weib des Blaßgeſichts geſtohlen! der Pawnee ihn finden!“

Und ſogleich ſchlich er weiter, immer auf den Boden blickend bis zur Nähe des einſamen Blockhauſes. Dann flüſterte er: „Oſage-Indianer hier verſteckt; aber Pawnees Pfeilſpitzen ſcharf, Pawnees Tomahak ſchneidig!“ —

Jetzt begann erſt das hauptſächlichſte Spiel: der Kampf. Die Knaben waren mit Prügeln oder Kindergewehren bewaffnet; einige davon hatten ſogar ein knackendes Schloß, mit welchen man Kapſeln abdrücken konnte. Rudolf zielte mit ſeinem Bogen und beſaß eine Menge Pfeile in ſeinem Köcher. Alle ſtellten ſich um die Hütte und die Belagerung begann unter lärmendem Schlachtgeſchrei. Das Schilfrohr ſchwirrte von der Sehne, die Kapſeln knallten, die Prügel polterten an die Thüre; von Innen drang Mariens Hilferuf und es war ein rechter Spektakel, wie es zu ſolchem Spiel gehört. Plötzlich brach die elende Thüre ein und mit tollem Siegesgeſchrei ſtürzten ſie in die Hütte; der Stärkſte aus der Schaar trug Marie auf den Armen heraus und ein Anderer führte den Tony mit Stricken gebunden aus der Hütte. Nun ſprach Rudolf ſeiner Rolle getreu:

„Will der weiße Mann ruhen und eſſen im Wigwam ſeines rothen Bruders?“

Ein allgemeines Beifallsgeſchrei war die Antwort und ſie zogen, den Gefangenen in der Mitte, zum Hopfengarten. Dort wurde Tony an eine Stange mit zurückgezogenen

Armen gebunden, während die Anderen sich im Zelte niederließen. Rudolf holte seine Friedenspfeife und that den ersten Zug daraus, dann ging sie von Mund zu Mund und die Freundschaft war geschlossen. Jetzt brachte die Indianersquaw die gesammelten Hopfenwurzeln, welche sie inzwischen im Weiher gewaschen hatte und setzte die Speise vor. Nach den Gesichtern zu schließen, schien sie den Gästen nicht sonderlich zu munden und sie wollten eben aufbrechen, um den Gefangenen mit einem Pfeilregen todtzuschießen — als ein allgemeiner Jubel erscholl und die ganze Gesellschaft ihre Rolle vergaß.

Hinter Rudolfs Mutter schleppte die Magd einen schweren Korb und ein süßes Ahnen sagte ihnen: da sei etwas Besseres, als Hopfen, und zwar ungesottener. Aber wie staunte die Mutter über ihren kleinen Indianer! es kam ihr beinahe die Furcht, doch wurde sie gleich mit der Friedenspfeife beruhigt.

Jetzt war das Indianerspiel zu Ende; Tony wurde nicht todtgeschossen, sondern losgebunden und Alle fielen über das Vesperbrod, aus Aepfeln und Kuchen bestehend, mit wahrem Heißhunger her. Mitten in diese Freude kam jedoch ein Ueberfall. Der Flurschütz erschien mit zorngeröthetem Gesichte, weil sie seine Hütte so arg zugerichtet hatten. Aber sein Zorn ging in Lachen über, er wurde genöthigt, aus der Friedenspfeife zu rauchen und am Mahle Theil zu nehmen, erhielt auch das Versprechen, daß sie am nächsten Samstag die Hütte wieder in guten Stand setzen wollten. Dies war noch überdies ein neues, lustiges Spiel. Nun zündete der alte Flurschütz seine eigene Pfeife an und Alle baten, einen Zug daraus thun zu dürfen. Aber sie hätte beinahe Unfriede, wenigstens im Magen gestiftet; dagegen

trieb die Mutter zum Aufbruch und ermahnte, nichts von den ſieben Sachen in dem indianiſchen Wigwam liegen zu laſſen.

So endete das Indianerſpiel und die Schaar zog triumphirend in die heimatliche Anſiedlung zurück, wo Jedes ſein eigenes Blockhaus aufſuchte.

V.

Im Garten.

Der 22. Mai war ein Prachttag und Revierförſters Helene behauptete, das ſei ihr Namenstagsgeſchenk vom Himmel. „Ei, da muß ich ſchon auch etwas Beſonderes thun und einen Roſinenkuchen backen, damit Du Deine Geſpielen zum Kaffee laden kannſt," ſagte lächelnd die Mutter.

Helene wählte Antonie und Schullehrers Kinder und ihr Bruder Eugen rief: „Wären wir doch unſer volles Dutzend Geſchwiſter, damit es in jedem Monat einen Namenstag gäbe!" — „„Ja, und noch einen Geburtstag dazwiſchen,"" ſetzte die kleine Fanny mit kluger Miene bei.

Revierförſters Garten war beſonders ſchön und groß. Er hatte an jedem Ende ein Sommerhaus; dazu gab es dort eine Schaukel und einen Springbrunnen. Hier ſollte das Feſt gefeiert werden. Eugen beſtand darauf, daß Helene nicht vor dem Beginn herunter kommen dürfe und während die Mutter den Tiſch deckte, hing er einen Blumenkranz mit einem Blumen H über die Sommerhausthüre. Er war noch damit beſchäftigt, als Rudolf einen großen Strauß mit einer Blumenvaſe brachte und Lehrers Joſeph einen Rosmarinſtock herbei ſchleppte. Die Mädchen waren zu Helene ins Haus gegangen.

Es hatte längſt drei Uhr geſchlagen und die Knaben zappelten vor Ungeduld, weil die Mädchen ſo lange oben blieben. Endlich öffnete ſich die Gartenthüre, aber nun waren ſie völlig verblüfft. Voraus trippelte die kleine Fanny im weißen Kleide, das Haar mit Blumen verziert; ihr folgten zwei gekrönte Häupter, rechts Helene, links Marie. Die Erſtere ſtolzirte mit goldener Kaiſerkrone und im Purpurmantel daher, deſſen Schleppe Karoline nachtrug; die Andere hatte eine ſilberne Papierkrone in den Locken und ein weißer Schleier fiel über ihren Rücken hinab; Lehrers Regine hielt ehrfurchtsvoll das Ende desſelben.

Die Knaben verſtanden ſogleich, daß ſie Kaiſerin und Königin ſpielten und daß Fanny die kleine Prinzeſſin vorſtellte. Sie brachten ein lautes „Hoch!“ aus und warfen ſich auf die Knie. Die Kaiſerin winkte gnädig mit dem Scepter, welchen ſie von der Gunkel genommen hatte und ſtreckte die Hand zum Kuſſe aus.

„Aber was ſind denn wir?“ frug Eugen etwas verdrießlich.

„„Ihr dürft unſere Kammerherren ſein und uns bedienen!““ — entgegnete Helene großmüthig.

Sogleich rannten die Knaben fort, um ſich auch ein wenig mit Schärpen und Orden herauszuputzen und verabredeten dabei Allerlei, was das Spiel luſtig machen könnte. Als ſie zurückkehrten, hatten ſich die Herrſchaften ſchon in die zwei Palläſte vertheilt. Im Hofe ſtanden Gärtners beide Knaben und ſahen neugierig durch's Gartenthor. Eugen rief ihnen herbei, gab jedem ein Gewehr und ſagte: „Ihr dürft Wache ſtehen, der Fritz bei der Kaiſerin und der Hans bei der Königin.“ — Seelenvergnügt eilten dieſe ſogleich auf ihren

Posten. Rudolf bot nun seine Kammerherrndienste der Kaiserin und Eugen der Königin an.

Kaiserin Helene sandte nun vor Allem ihren Kammerherrn zur Königin Marie von Muxikanto und ließ dieselbe zum Kaffee einladen. In einem feierlichen Zuge wanderte nun diese in das Reich Paviliona und wurde mit einer schwesterlichen Umarmung empfangen. Dann sprach sie: „Ich gratulire zum Namenstag Eurer kaiserlichen Majestät!“ Dabei legte sie eine kleine Schatulle, in welcher sich zwei Armbänder von rothen Perlen befanden, zu den Füßen der Kaiserin nieder und darüber herrschte große Freude.

Nun aber riefen die Schildwachen, welche Beide vor der Thüre auf- und abgingen: „Wer da!“ — und die Köchin erschien mit dem Kaffee, die Mutter aber folgte mit dem Kuchen, indem sie sprach: „Ich getraue mich kaum, in so vornehmer Gesellschaft zu erscheinen. Doch greifen Sie nur zu, meine Herrschaften!“ — Sie schenkte die Tassen voll, legte vom Kuchen vor und für eine Weile gab es keine Kaiserin und Königin mehr, sondern nur hungrige Mäuler, welche es sich recht schmecken ließen. Sogar die Schildwachen wurden abgelöst und zur Tafel gezogen.

Dies war ein wahrhaft königlicher Schmaus und es ging dabei recht ungenirt zu. Die Kaiserin band sich eine Serviette um, die Königin schwatzte sogar etwas ungebührlich, die kleine Prinzeß schlürfte noch den allerletzten Tropfen und hielt die Tasse so hoch, daß auch die Nase noch ein Tröpflein bekam. Was die Hofdamen und Kammerherren betraf, so langten sie gemeinsam mit ihren Gebieterinnen nach dem Kuchen, und stibitzten derselben sogar manches Bröckchen weg.

Nun aber war die Tafel geleert und es sollte ein

Gegenbeſuch bei der Königin Marie im Reiche Muxikanto gemacht werden. Die Hofdamen beſtreuten den Weg mit Gras und Blumen, die Kammerherren durften die Schleppe tragen und die beiden Schildwachen marſchirten als Lakeien hinten nach. Man gelangte zur Schaukel, welche dem jenſeitigen Sommerpalaſte nahe ſtand und die Königin ſagte ehrfurchtsvoll:

„Belieben Eure kaiſerliche Hoheit mit der kleinen Prinzeſſin eine Spazierfahrt zu machen?“ Die Beiden ſtiegen ſogleich ein und es ging berg auf und ab, immer höher hinauf in das luſtige Reich. Als jedoch die Kaiſerin ausſtieg, hatte der Kammerherr Rudolf das Unglück, derſelben auf den Mantel zu treten und von deren Schulter zu reißen. Sie zürnte heftig und ſagte: „Eine ſolche Beleidigung muß auf's Strengſte beſtraft werden.“ —

Dieſes Ereigniß kam den Knaben gelegen, nun wurde es luſtig. Der Verbrecher ward ſogleich mit Stricken gebunden und Gericht über ihn gehalten. Am Ende des Gartens befanden ſich ſchattige Kaſtanienbäume und mehrere Stühle. Dahin begab ſich nun die Geſellſchaft und bildete einen Halbkreis, Kaiſerin und Königin in der Mitte. Zwiſchen den beiden Schildwachen ſchritt Rudolf geſenkten Hauptes vor die Gerichtsſchranken. Eugen hielt einen dürren Zweig in der Hand, um den Stab zu brechen, wenn das Urtheil auf „Tod!“ lauten würde. Nun wurde Eines nach dem Andern gefragt: „Welche Strafe verdient der Verbrecher?“ Jedes, außer Regina, ſprach mit feierlicher Stimme: „Den Tod!“ Der Stab wurde gebrochen und vor Rudolfs Füße geworfen. Da ſprang Regina auf und ſtürzte vor der Kaiſerin auf die Knie, erhob die Hände bittend und rief: „Gnade! Gnade!“ — Dieſe erwiederte huldvoll:

„Ich will ihm das Leben ſchenken; aber er ſoll im finſtern Kerker Buße thun!“ —

Am Ende des Gartens befand ſich die große Hundshütte, welche am Tag über leer war. Dahin brachte man nun den Aermſten, legte ihm die Kette an und er mußte durch das Loch kriechen. Das Schüſſelein wurde mit Waſſer gefüllt und ein Stück Brod daneben gelegt. — Bald aber kam Tiraß und fraß es ihm weg; zum Glücke jedoch waren ſie gute Bekannte und ſpielten friedlich mitſammen.

Inzwiſchen hatte ſich die Geſellſchaft um das Baſſin und den Springbrunnen verſammelt. Es ſchwammen viele kleine Fiſchlein darin herum und Jedes neigte ſich, mit der Hand eines zu fangen. Während deſſen lief die Prinzeſſin von der Geſellſchaft weg und öffnete das Gartenthor. Im Hofe ſpazierte der Truthahn mit dem ganzen Federvolke auf und ab. Als er Fannys rothes Halstuch erblickte, ſtieß er ſein lautes, kollerndes Geſchrei aus, ſträubte das Gefieder und fuhr mit ſcharlachrothem Kopfe auf ſie zu. Er verfolgte ſie in den Garten und alle Hühner flatterten nach in das verbotene Reich von Muxikanto.

Dieſes erblickte Joſeph und eilte der ſchreienden Prinzeſſin zu Hilfe. Muthig trieb er das ganze Volk aus dem Garten und nahm die halbohnmächtige Kleine in ſeine Arme, indem er ſie zur Kaiſerin trug. Dieſe rang die Hände und ſpielte nun eine rührende Scene der Mutterliebe. Dann rief ſie: „Bitte Dir eine Gnade von mir aus, und wäre es mein halbes Königreich, ich will es Dir geben!“ Joſeph dachte ſogleich an ſeinen gefangenen Freund und erbat deſſen Befreiung. Rudolf wurde nun der Feſſeln entledigt und wieder in Gnaden aufgenommen. Aber die Huld der Kaiſerin war noch nicht erſchöpft, er ſollte noch eine

größere Belohnung erhalten. Die Königin rieth, ihn zum Ritter zu ſchlagen, was einen allgemeinen Beifalls-Jubel erregte. Eugen zog ſogleich ſeinen Säbel und reichte ihn der Kaiſerin dar. Dieſe hatte in einem Buche von dem Hoſenband-Orden geleſen; ſie ging auf die Seite, zog ihr ſchön geſticktes Strumpfband aus und trat mit demſelben in den Kreis, der ſich gebildet hatte.

Nun begann eine große Feierlichkeit: Joſeph kniete vor ihr nieder und Helene ſprach:

„Als Belohnung für Deine Heldenthat ſchlage ich Dich zum Ritter: Stehe auf, Graf Joſeph von Puthahn!“ Dabei gab ſie ihm mit dem Säbel einen tüchtigen Schlag auf die Schulter. Er küßte ihr die Hand und Kaiſerin Helene umwand ſein Knie mit dem Hoſenband-Orden.

Nun wollten Alle zu Rittern geſchlagen ſein, aber Helene erklärte, ſie müßten es zuvor durch eine Heldenthat verdienen. —

Dies war eben Waſſer auf die Mühle der Knaben. Rudolf verneigte ſich bis zum Boden und ſagte: „Geſtatten Eure kaiſerlichen und königlichen Majeſtäten, daß wir ein Turnier halten und einen Ringkampf beſtehen?“

Marie, welche etwas ängſtlich war, machte Einwendungen, aber da half nichts! Eugen und Rudolf ſtemmten die Arme in die Seite, ſetzten den rechten Fuß vor und ſtanden ſich bereits wie Kampfhähne gegenüber. Helene ernannte Joſeph zum Herolde, der den Beginn des Turniers verkünden ſollte und beſtieg mit Marie nebſt der kleinen Prinzeſſin die Schaukel, um von dieſem hohen Balkone herab dem Ritterſpiele zuzuſehen. Joſeph aber ſchritt gegen die Beiden, formte ſeine Hand zur Trompete und blies: „trätetetä!“ worauf er aus vollem Halſe ſchrie:

„Im Namen der Kaiſerin von Paviliona und der Königin von Muxikanto, wer Sieger bleibt, wird zum Ritter geſchlagen und gewinnt den Hoſenbandorden! Träteretä! Eins, zwei, drei!“ —

Nun brachen die Kämpfer los. Sie ſtürzen gewaltig aufeinander, umſchlingen ſich überaus zärtlich mit den Armen und drehen ſich im Kreiſe. Bald ſcheint der Eine, bald der Andere auf der Erde zu liegen; gleich aber wendet ſich wieder das Blatt; auf's Neue beginnt der Angriff, die Geſichter glühen, die Augen funkeln, die Haare ſtehen zu Berge. Jetzt bricht Eugen in's Knie; Rudolf ſtößt ein Triumphgeſchrei aus, aber im Nu erfaßt der Erſtere ihn beim Fuße und da liegt er ausgeſtreckt im Sande, während Eugen den Degen zieht und den Fuß auf ſeine Bruſt ſetzt. Vom Balkone aber ertönt ein Angſtruf und das weiße Tuch flattert als Friedenszeichen hernieder. Joſeph ſtößt wieder in die Trompete und der Gefallene erhebt ſich, auf's Tiefſte erzürnt und beſchämt; Eugen aber ſchreitet als Sieger zu dem königlichen Paare und läßt ſich auf ein Knie nieder. Die gekrönten Häupter verlaſſen ihren Sitz und nahen ſich ihm wahrhaft majeſtätiſch. Dieſesmal ergreift die Königin das Schwert und ertheilt den Ritterſchlag: „Erhebt Euch, Graf Eugen von Puffheim und empfangt zum ritterlichen Lohne den Hoſenbandorden.“

Und das zweite geſtickte Strumpfband prangt nun in aller Oeffentlichkeit, ſtatt im Verborgenen, gleich den Veilchen.

Rudolf knirſcht in ſeinem Herzen über dieſe Niederlage und ſinnt auf Rache. Aber ein freudiges Ereigniß verdrängt plötzlich dieſe Gedanken. Die Magd öffnet das Gartenthor und erſcheint mit einer aufgehäuften Schüſſel Marmelade-

brod und ihr folgt die Mutter mit Gläſern nebſt einer Flaſche Meth. Da verläßt Helenen ihre kaiſerliche Würde; ſie ſpringt den Beiden entgegen, wobei die lockern Strümpfe bis auf die Knöchel herabfallen und hüpft an der Mutter empor mit der Bitte, den Schmaus dieſesmal in den königlichen Pavillion zu tragen, da ſie jetzt bei dieſer zu Gaſte ſeien.

Nun wird aller Unterſchied des Ranges aufgehoben und ſie ſetzen ſich um den runden Gartentiſch. Es geht an ein Schnabuliren, als ob ſie ſeit mehreren Tagen nichts über die Lippen gebracht hätten. Beſonders verſtanden ſich die Knaben auf's Pokuliren und wurden nicht müde, auf die Mädchen, insbeſondere auf Helene anzuſtoßen, wobei ſie ſich ganz heißer ſchrieen und zuletzt noch ein in der Singſtunde gelerntes Trinklied ſangen:

Füllt die Becher bis zum Rand,
Laßt ſie hell erklingen,
Ob ſie auch in Eurer Hand
Gleich in Scherben ſpringen.
Kling und klang,
Luſt'ger Sang,
Hoch! der Wein ſoll leben
Und wir All daneben.

Führt das volle Glas zum Mund,
Leert's mit Einem Zuge,
Laßt kein Tröpflein auf dem Grund,
Füllt es neu vom Kruge.
Kling und klang,
Luſt'ger Sang,
Hoch! der Wein ſoll leben
Und wir All daneben.

Nun war die Heiterkeit auf den höchſten Punkt geſtiegen und Rudolf hatte ſeine Niederlage gänzlich vergeſſen. Plötzlich ſprang er auf. Der Meth hatte ihm einen guten Gedanken eingegeben. Er eilte von dannen und kam bald mit einem Schubkarren zurück, den Tiras an ſeiner Seite. Er ſchrie: „Nun führen wir die Kaiſerin durch ihr Reich, und die Prinzeſſin darf daneben herreiten.“

Der Vorſchlag wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen und ſogleich ausgeführt. Tiras, an ſolche Zumuthungen bereits gewöhnt, gab ſich gerne zum Reitpferd her; doch die kleine Prinzeß verlor bald das Gleichgewicht und kugelte im Sande. Wenn das kleine Reich durchreiſt war, durfte eine Andere die Fahrt beginnen und die Freude war unbeſchreiblich groß.

Aber Alles hat ein Ende, ſogar die Herrſchaft von Pavilione und Muxikanto. Der Abend brach herein und die Scheideſtunde ſchlug. Die Kronen wurden vom Haupte genommen, der Purpurmantel verwandelte ſich in einen Shawl, der Schleier in eine weiße Schürze, der Graf von Putthahn und von Puffheim verloren ihren Adel und die Hofdamen mußten in der Küche helfen, die Kaffeetaſſen auszuſpühlen. —

Aber es war ein luſtiger Nachmittag geweſen, an den ſie noch lange zurückdachten; die Namen Putthahn und Puffheim aber blieben Joſeph und Eugen zum ſteten Angedenken.

VI.

Das Kindertheater.

Der Sommer war bereits vorgeſchritten und unſere kleinen Freunde wählten zu ihrem Spielplatze am liebſten

das ſchattige Wäldchen, wo bereits die Erdbeeren reiften. Dort gab es auch eine herrliche Wieſe, rings von Bäumen und Geſträuchen umſchloſſen und man fand daſelbſt immer Geſellſchaft, ohne erſt dazu einzuladen.

Es war wieder ein Samſtag, wo die Kinder von den Eltern gerne einen Freipaß erhalten, um zu Hauſe ungeſtört ſcheuern und räumen zu können, als Mehrere nach der Morgenſchule ſich verabredeten, ſich im Wäldchen zu verſammeln. „Beſinne Dich auf ein recht luſtiges Spiel!“ ſagten ſie beim Auseinandergehen zu Rudolf, welcher die Hauptperſon war, weil er die beſten Einfälle hatte, kein Wunder, denn er las auch ſo viele, ſchöne Bücher! Dafür wurde ihm auch ſtets die erſte Rolle freiwillig zuerkannt.

Rudolf zog ſeine beiden Schweſtern zu Rathe, aber dieſe dachten nur an ihre „ledernen Puppen.“ Karoline rieth, Viſittele zu ſpielen; Marie hingegen ſchlug die gute und böſe Fee vor; aber all dieſes fand keine Gnade vor Rudolfs Augen und er rief: „Unſinn! das iſt nichts für Buben! wir wollen auch dabei ſein. Da wären wir noch Zigeuner und Zigeunerinnen lieber!“

Plötzlich ſchnalzte er mit den Fingern und ſagte: „Ich hab's! Wißt ihr was? — Wir führen ein Theater auf, wie die herumziehenden Komödianten, welche voriges Jahr hier waren.

„Ja, ein Theater! ein Theater!“ jubelten die Mädchen, indem ſie in der Stube herumhüpften. Aber gleich fügte Marie entmuthigt bei: „Wir haben ja keines auswendig gelernt und haben auch keine Maskeraden dazu.“

„Dummes Zeug!“ brummte Rudolf. „Was braucht's da viel Lernens? Wir ſagen, was uns gerade einfällt; ich

erzähl euch eine Geſchichte, vertheile die Rollen und das gibt einen Hauptſpaß.“

Sogleich eilte er zu ſeinem Buche und vertiefte ſich in deſſen Blätter. Er hatte bereits das Rechte gefunden, wozu man wenig Maskerade brauchte. Den fragenden Mädchen gab er keine Antwort und ſagte nur: „Nehmt euer großes Wickelkind und einige Tücher mit; ihr werdet Alles erfahren.“

Sie gingen Nachmittags triumphirend zum Ort hinaus. Unter Wegs trafen ſie ihre Freunde aus dem Förſterhauſe, die Schullehrers-Kinder, den Büchſenmacher Tony, Krämers Seppel und Mathilde, und noch viele Bekannte. Jedes hatte irgend ein Spielzeug bei ſich und Müllers Bernhard trommelte ſogar auf dem ganzen Wege. Im Wäldchen befand ſich faſt die halbe Ortsjugend, theils um Beeren zu pflücken, oder Haſelnußſtecken zu ſchneiden; Kinnlehanſens Kätherle aber ſammelte in einem Tragkorb Futter für die Geis.

Die meiſten ſchaarten ſich ſogleich um Rudolf, denn ſeine wichtige Miene verkündete etwas Luſtiges und er hielt damit nicht zurück. Wie ein echter Ausſchreier rief er: „Heute gibt's ein Theater! Erſter Platz ſechs Schnecken, zweiter Platz drei, letzter Platz einen!

Alle jubelten über ſeinen Einfall und er fuhr dadurch angeeifert fort:

„Jetzt ſuch ich mir die Schauſpieler aus!“ Er zog ein Papier aus der Taſche und las:

Marie, eine vornehme Gräfin.
Rudolf, ihr Gemahl.
Bimbinella, das Wickelkind.
Regina, eine Gräfin aus der Nachbarſchaft.

Helene, die Kindsmagd.
Mathilde, eine alte Zigeunerin.
Tony, Zigeunerhauptmann.
Mehrere Soldaten und Zigeuner.

Die Verlesenen traten nun aus der Menge auf seine Seite, die Soldaten und Zigeuner wurden ausgewählt aus all den Fingern, welche sich, wie in der Schule, in die Höh streckten mit bittendem: „ich, ich, ich!“ und dann fuhr Rudolf fort:

Ihr Andern zerstreut euch inzwischen, bis wir mit den Vorbereitungen fertig sind, in den Wald, aber nicht zu weit weg, es wird bald angehen. Wenn Bernhard trommelt, geht's los. Das Kätherle darf das Geld einsammeln, aber sie muß ihren Korb herleihen. Wir helfen Dir nachher schon, ihn zu füllen und tragen Dir ihn heim.“

Die Kleine machte ein verklärtes Gesicht, daß sie auch mitmachen durfte. —

Nachdem die Zuschauer sich entfernt hatten, erzählte Rudolf eindringlich seine Geschichte, und wählte den Spielplatz. Dann ging es über die Ausstaffirung her, besonders über die alte Zigeunerin, welche gar nicht garstig genug sein konnte. Nun verbargen sich Alle im Gebüsch, Bernhard trommelte aus Leibeskräften, Eugen pfiff auf seinem Pfeiflein und das Kätherle hielt eine Mütze hin, um die bunten Schneckenhäuser einzusammeln. Als der Zuschauerraum sich gefüllt hatte, rief Bernhard:

„Mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung wird aufgeführt:

Die Zigeunerin

oder

das geraubte Kind.

Schauspiel in zwei Aufzügen.“

Und wieder begann die Musik, wozu sich noch eine Maultrommel gesellte; dann läutete es: „kling, kling“ — und der Spektakel ging los.

Erster Akt.

Erste Scene.

(Die Gräfin Marie von Waldheim erscheint mit Bimbinella, ihrem Wickelkinde, auf dem Arme.)

Gräfin Marie.

O, Du mein liebes Kindchen, wie hab ich Dich so gern mit Deinen rothen Bäckchen und blauen Augen; Du bist mir noch lieber, als Deine drei größern Schwesterlein und machst mir gar keinen Verdruß. (Sie drückt heimlich die Puppe, wodurch dieselbe schreit.) Nein, schreien mußt Du nicht; schlaf, schlaf, Herzchen. Ich will Dir ein Lied singen.

(Sie singt.)

Schlaf, Herzenskindchen, mein Liebling bist Du;
Schließe die blauen Guckäugelein zu;
Alles ist ruhig und still wie im Grab,
Schlaf nur, ich wehre die Fliegen Dir ab.

Zweite Scene.

(Gräfin Regina von Wiesenthal klopft an den nächsten Baumstamm.)

Gräfin Marie.

Wer kommt? Es wird doch Niemand mein Kind aufwecken? Herein!

Gräfin Regina.

Guten Nachmittag, Frau Gräfin. Ich bin so frei, meinen nachbarlichen Besuch zu machen. Es ist recht schön von Ihnen, daß Sie einmal wieder auf Ihr Waldschloß

kommen. Sie kennen mich doch? Ich bin die Gräfin von Wiesenthal.

Gräfin Marie.

Es freut mich recht, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Nehmen Sie doch gefälligst Platz.

(Sie setzen sich neben einander.)

Gräfin Regina.

O, was haben Sie doch für ein nettes Kindchen? Wie heißt es?

Gräfin Marie.

Bimbinella ist sein Name.

Gräfin Regina.

Haben Sie noch mehrere Kinder?

Gräfin Marie.

Ja, außer diesem noch drei.

Gräfin Regina.

Sind es Knaben oder Mädchen?

Gräfin Marie.

Lauter Mädchen. Wissen Sie, die Knaben sind so unartig, da habe ich Alle gleich als Mädchen taufen lassen.

Gräfin Regina.

O, da haben Sie ganz recht gehabt. Was soll man doch mit den bösen Buben anfangen? Sie können nichts, als die Beinkleider zerreißen und die Flickerei geht niemals aus. Und dann treiben sie solch einen Lärm, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hört. Aber das Aergste ist noch ihr Appetit, nein, man könnte sagen, ihre Gefräßigkeit. O, liebste Frau Gräfin! Ich kann ein Wörtlein davon reden, denn ich besitze vier Knaben.

Gräfin Marie.

O, Sie Aermſte! Meine Mädchen machen mir nur Freude. Sie ſind ſo artig, beſcheiden, friedfertig, wahre Engelein; ja ich glaube, alle Engel im Himmel ſind Mädchen. — Aber ich höre Schritte. Gewiß iſt es mein Gemahl. Wiſſen Sie, Frau Gräfin, er hört's nicht gern, wenn man die Knaben tadelt und die Mädchen lobt. Sicher hat er etwas von unſerm Geſpräch erlauſcht, weil er da draußen ſolch einen Spektakel macht.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Graf Rudolf.

Was muß ich hören? Schon wieder geht's über die Knaben her. Aber ich bitte um Entſchuldigung, Frau Gräfin von Wieſenthal. Freut mich, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen. Liebe Frau, warte doch unſerm Gaſte mit einem Imbiſſe auf; ich bin ſelber hungrig von der Jagd.

Gräfin Regina.

O bitte, machen Sie meinethalben keine Umſtände; ich bin gar nicht hungrig oder durſtig.

Gräfin Marie.

(Sie geht auf die Seite und thut, als ob ſie am Glockenzuge ziehe, indem ſie „bim, bim" ſagt; es erſcheint die Kammerjungfer.)

Bring uns ein Veſperbrod; aber decke zuvor den Tiſch.

(Die Kammerjungfer geht ab und kommt gleich wieder mit einem weißen Tuche, welches ſie über einen abgehauenen Baumſtamm breitet. Hierauf legt ſie drei Blätter auf das Tuch, dazu drei ſpitze Hölzchen, welche die Gabeln vorſtellen und bringt zuletzt auf einem großen Blatte die Erdbeeren.)

Gräfin Marie.

Sie müſſen mit unſerer einfachen Bewirthung ſchon vorlieb nehmen; wir ſind in unſerm Jagdſchloſſe noch nicht ganz eingerichtet.

(Alle drei ſetzen ſich auf den Raſen um den Tiſch.)

Gräfin Marie.

Bitte, bedienen Sie ſich; ich habe noch eine Menge in der Speiſekammer.

(Eine kleine Pauſe während des Eſſens.)

Gräfin Regina.

O, wie köſtlich die Erdbeeren ſchmecken. Gewiß haben Sie ein großes Treibhaus in Ihrem Garten, Herr Graf, und ſicher auch recht viele Blumen darin.

Graf Rudolf.

Wenn Sie Luſt haben, will ich Sie nach dem Imbiß in meinem Garten herumführen.

Gräfin Regina.

Es wird mir ein großes Vergnügen machen; ich bin ſchon bereit.

Gräfin Marie.

Erlauben Sie nur, daß ich zuvor dem Kindsmädchen ſchelle und meinen Gartenhut aufſetze. Ich bekomme ohne denſelben ſo leicht Sommerſproſſen.

(Sie läutet wieder. Helene erſcheint.)

Bringe mir Hut und Sonnenſchirm und auch meine Mantille.

(Helene geht ab und kehrt gleich mit dem Verlangten zurück.)

So, nun nimm das Kind. Aber gib ſorgfältig auf

die liebe Kleine Acht. Ade, mein Engelchen, noch einen Kuß und ſchrei nicht; die Mama kommt bald wieder.

(Alle ab, außer Helene.)

Vierte Scene.

Helene mit Bimbinella.

Helene

(mit dem Kinde auf- und abgehend.)

Nun ſoll ich wieder den kleinen Balg herumtragen, bis mir der Arm faſt lahm wird. (Das Kind ſchreit.) Biſt Du gleich ſtill, böſer Schreihals! Zu Nacht kann ich vor dem Geſchrei die Augen nicht zu thun und am Tage geht es von Neuem an. Nun trinken ſie drunten in der Küche den Kaffee, und ich muß herobenbleiben. Aber ich weiß ſchon, was ich thu. Ich leg den kleinen Balg auf den Boden und laufe inzwiſchen hinab. Die Herrſchaft kommt nicht ſo bald zurück und die Bimbinella kann mich nicht verklagen.

(Sie legt das Kind auf den Boden und eilt hinaus.)

Fünfte Scene.

(Die Zigeunerin erſcheint mit einem Tragkorbe auf dem Rücken und ſchleicht herum.)

Zigeunerin.

Hab ich den rechten Augenblick erlauſcht! Alles iſt ausgeflogen; kein Menſch weit und breit. Aber das iſt ein armſeliges Schloß; gar nichts zum ſtibitzen, keinen Schmuck, keine Kleider. Doch was ſeh ich! Ein Kind! Und was es für ſchöne Spitzchen an ſeinem Tragkiſſen hat! Auch eine Perlenſchnur um den Hals. Das iſt ein guter Fang! Ich will es nur gleich in meinen Korb legen und mich aus dem Staub machen, ehe mich Jemand ſieht.

(Sie legt das Kind in den Korb und entfernt ſich raſch.)

Sechste Scene.

Helene.

So, nun hab ich in aller Geschwindigkeit ein Täßlein Kaffee getrunken. (Tätschelt ihren Magen.) O, das war gut, so süß gezuckert und der Gugelhopf erst! Wenn die Gräfin darnach fragt, muß ihn die Katz gefressen haben. So eine Katze ist etwas Gutes im Hause; sie muß für Manches herhalten. (Sieht sich nach dem Kinde um) Aber wo ist die Bimbinella? Sie kann doch nicht fortgelaufen sein. — Was fang ich an? (In höchster Verzweiflung.) Das Kind ist fort, gestohlen! Es ist um mein Leben geschehen! Der Graf ersticht mich in seinem Zorne. (Sie schreit aus Leibeskräften hinter die Scene.) Michel, Hans, Babett! zu Hilfe!

Siebente Scene.

(Der Graf, die beiden Gräfinnen eilen bestürzt herein.)

Der Graf.

Was gibt's? ist ein Unglück geschehen? —

Helene

(stürzt auf die Knie und hebt die Hände flehend empor.)

Barmherzigkeit! Erbarmen! Man hat das Kind gestohlen, während ich seine Milch in der Küche holen wollte.

Gräfin Marie.

Mein Kind! mein Kind!

(Sie fällt in Ohnmacht; Regina fängt sie mit den Armen auf.)

Der Graf.

Robert! sattle schnell mein Pferd! Durchstreift die Gegend. Es halten sich Zigeuner in derselben auf; gewiß haben sie das Kind gestohlen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Robert.

Gnädigſter Herr Graf! gerade iſt ein altes Zigeunerweib durch den Hof geſchlichen.

Der Graf.

Fort, fort, ihr nach! Wer das Kind zurückbringt, erhält 100 Dukaten Belohnung.

Ende des erſten Aktes.

Die kleinen Zuſchauer drückten ihren Beifall mit lautem Geſchrei aus, aber Bernhards Trommel wirbelte noch lauter und mehrere quickſten munter darein. Hierauf trat Jener vor und verkündete:

„Nur Geduld, meine Herrſchaften, es geht gleich wieder an!“

Inzwiſchen waren mehrere Vorkehrungen nöthig. Man konnte doch das Zigeunerlager nicht in's Schloß verlegen, alſo mußte ein anderer Platz geſucht werden. Ein abgehauener, ausgehöhlter Baumſtumpf eignete ſich gerade recht zum Keſſel der Zigeunermutter; daneben erhob ſich der Raſen hügelartig und eine große Eiche von Gebüſch umgeben bildete den Hintergrund. Rudolf ſprang geſchäftig von Einem zum Andern, malte mit der mitgebrachten Kohle den Zigeunern die Schnurrbärte und verſchonte auch Mathildens Geſicht keineswegs, denn die Falten gehörten auch dazu. Dann ſchärfte er noch Jedem ſeine Rolle ein und beauftragte Bernhard, das Zeichen zum Anfange zu geben. Der ließ es nicht an einem tüchtigen Trommelwirbel fehlen und marſchirte dem nachfolgenden Zuge zum neuen Schauplatze voran. Sie konnten den Anfang kaum erwarten und ſtampften vor

Luſt mit den Füßen, gerade wie es die Leute im rechten Theater auch machen. Jetzt ging's von Neuem los, gerade ſo, wie ich's erzählen will.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

(Tony, der Zigeunerhauptmann, liegt auf den Ellenbogen geſtützt, im Graſe unter dem Baum; mehrere Zigeuner ſind neben ihm ausgeſtreckt.)

Hauptmann Tony.

Nun, Ihr Burſche, ſeid Ihr heute ganze Leimſieder und habt Ihr das Luſtigſein verlernt? Singt doch ein Lied miteinander, ein recht fideles Zigeunerlied.

Die Zigeuner

(ſingen:)

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voll der Wonne;
Der Wald iſt unſer Nachtquartier,
Bei Sturm und Wind hantiren wir,
Der Mond iſt unſre Sonne! —

Zweite Scene.

Die Vorigen; die Zigeunermutter.

Zigeunermutter.

So, Ihr faulen Jüngelchen, da liegt Ihr im Graſe und ſingt, während Eure alte Mutter ſich abrakert und Gefahr ausſteht.

Hauptmann.

Nun, Alte, heraus! Was haſt im Schloß ſtipitzt? Bringſt ein fettes Gänslein zum Abendeſſen?

Zigeunermutter

(tritt ſchmeichelnd zu ihm.)

O, und was erſt für eines! Da wirſt Augen machen, Jüngelchen.

(Sie nimmt die Bimbinella aus dem Korbe und wiegt es auf den Armen; Alle brechen in ein Gelächter aus.)

Hauptmann.

Nun, ein Gänslein mag es ſein; es iſt ja ein Mädel! — Schau, ſchau! das Halsbad und die Spitzen! die ſind ſchon einige harte Thaler werth. Aber was fangen wir mit dem Balg an?

Zigeunermutter.

Wir richten's ab, Jüngelchen, wir richten's zum Stehlen ab. So ein kleines Ding ſchlüpft überall leichter durch.

Ein Zigeuner.

Schwätz nicht ſo viel, Alte und koch uns lieber was Gutes. Ich hab Hunger wie ein Wolf.

Alle.

Ich auch! ich auch!

Zigeunermutter.

(Sie legt das Kind unter den Baum und geht zu ihrem Korbe, wo ſie allerlei herausnimmt und in den Keſſel wirft.)

Wartet, ſoll das eine Mahlzeit geben! Ein nudelfettes Mäuslein, — Eidechſen und Froſchſchenkel! hui, wird das ſchmecken. (Rührt mit einem Stecken im Keſſel.)

Hauptmann.

Mir wäſſert ſchon der Mund darnach. Aber nun Burſche, laßt uns berathen, was wir morgen thun.

Ein Zigeuner.

Ich meine, wir machen uns auf und davon. Wenn man uns wegen dem Kind ertappt, könnten wir zappeln müssen.

Hauptmann.

Recht hast! Also schnell an's Essen! Bist noch nicht fertig, alte Hexe?

Zigeunermutter.

Gleich, gleich, Jüngelchen! So, nun kommt und laßt's Euch schmecken.

(Alle lagern sich um den Kessel, langen mit den Händen hinein und fahren dann zum Munde.)

Zigeunermutter
(nimmt das Kind auf den Schooß.)

Aber die Bimbinella muß auch was haben. Schmeckt's, Schätzchen? (Das Kind schreit.) Bst, Bst! Eia, popeia! —

Dritte Scene.

(Plötzlicher Ueberfall von rückwärts aus dem Gebüsche. Graf Rudolf mit mehreren Soldaten stürzt hervor; die Zigeuner fahren erschrocken auf; die Zigeunermutter verbirgt das Kind unter ihrer Schürze.)

Graf Rudolf.

Gesteht, Ihr frechen Diebe, oder Ihr seid des Todes! Wo ist das gestohlene Kind.

Hauptmann.

Wir wissen nichts von einem Kinde; wir sind ehrliche Kesselflicker und Mausfallenhändler und haben nichts mit Kindern zu schaffen.

(Das Kind schreit unter der Schürze; Rudolf stürzt auf die Zigeunermutter los und entreißt ihr die Bimbinella.)

Graf Rudolf.

Lügner und Räuber! Legt ſie in Banden. Keiner ſoll der ſtrafenden Gerechtigkeit entgehen.

(Die Zigeuner werden mit Stricken gebunden, während deſſen ſucht die Alte zu entfliehen, aber einer der Soldaten legt das Gewehr an und drückt ab. Die Zigeunermutter ſtürzt mit einem Schrei zur Erde.)

Graf Rudolf.

Das Verbrechen hat ſeinen Lohn.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Gräfin Marie.

(Sie ſtürzt mit aufgelösten Haaren herbei.)

Gräfin Marie.

Mein Kind! mein Kind! Iſt es todt oder am Leben? —

Graf Rudolf.

Beruhige Dich, meine Gemahlin. Wir haben es glücklich aus den Klauen der Tiegerin gerettet.

Gräfin Marie

(ſchließt das Kind in ihre Arme.)

O, welche Seligkeit, daß ich meine Bimbinella wieder habe. Nun will ich ſie niemals mehr aus meinen Armen laſſen und es keiner Kindsmagd mehr anvertrauen.

Die Zigeunermutter

(in ſterbendem Tone.)

Verzeiht — mir — edle — Gräfin! Ich — ſterbe.

Gräfin Marie

(kniet neben der Sterbenden nieder.)

Laß mich Deine Wunde verbinden. Du haſt die ſchwere Schuld gebüßt, ich vergebe Dir.

Zigeunermutter.

Barm — herzig — keit auch mit den An — dern! Sie ſind un — ſchuldig an meinem Rau — be!

Gräfin Marie

(hält ſie in den Armen.)

O, lieber Gemahl! laß uns Großmuth üben, da unſer Kind wieder gefunden iſt.

Graf Rudolf

(nähert ſich der Gruppe.)

Um Deines Todes willen ſei ihnen verziehen. Soldaten, löſet ihre Bande. (Zu den Zigeunern gewendet,)

Denkt an dieſe Stunde Euer ganzes Leben lang und beſſert Euch.

(Alle fallen vor ihm dankend auf die Knie und rufen:)

Zigeuner.

Wir ſchwören's! —

Zigeunermutter.

Ich ſterbe in Frieden. (Stirbt.)

(Der Graf und die Gräfin umarmen ſich — die Zigeuner heben die Alte bei Kopf und Füßen auf und tragen ſie in's Gebüſch.)

Ende.

Auf's Neue ertönt Trommelwirbel und Pfeifengequikſe; die auferſtandene Zigeunermutter erſcheint wieder mit Allen unter fröhlichem Gelächter auf dem Schauplatze und die Zuſchauer ſpringen ihnen jubelnd entgegen.

„Aber das iſt einmal ſchön geweſen; ich hätte bald im Ernſt geweint," — ſagte Gärtners Lotte. — „Ein anders Mal ſpielen wir etwas Luſtiges, was vom Hanswurſt" —

verhieß Rudolf. Alle waren jedoch höchlich zufrieden und gingen nun eilig nach Hauſe, um es daheim zu erzählen. Rudolf jedoch hielt ſein Verſprechen und half dem Kätherle Gras ſchneiden, das er dann ſtatt ihrer auf dem Rücken in das kleine Armenhäuslein trug. —

VII.

Die Schmuggler.

Der Sommer nahm bereits Abſchied und der Herbſt kam mit ſeinen lieben Gaben, um die Menſchen zu tröſten und ſich ſelber einen Willkomm damit zu erkaufen. Die Aepfel beſonders füllten alle Zweige der Bäume, daß man ſie ſtützen mußte und wenn die Sonne mit ihren goldenen Strahlen durch die Blätter leuchtete, war es nicht anders, als ob ein langer, langer Finger vom Himmel herab auf die köſtlichen Früchte deutete, als wollte er ſagen: „Kinder, laßt es euch ſchmecken! es reicht, bis im Walde wieder die Beeren reifen. Das iſt geſünder, als jegliches Zucker- und Naſchwerk; beißt nur keck hinein mit euren weißen, ſpitzen Zähnlein.“ —

An Förſters Ziergarten mit den beiden Sommerhäuſern, ſtieß noch ein viel größerer, welcher Speicher und Keller mit Aepfeln füllte. Stellenweiſe waren die beiden Gärten mit einer Dirlitzen-Hecke, welche jedoch manchen Durchgang bildete, und einem Zaune geſchieden.

In dem letztern Garten ſollte heute ein großes Kinderfeſt, die Aepfel-Leſe, gefeiert werden. Eugen, Helene und Fanny hatten Erlaubniß, alle ihre Freunde einzuladen und man kann ſich leicht denken, daß es damit eben nicht genau ge-

nommen wurde. „Je mehr, deſto beſſer“ — hieß es bei den Freunden, gerade wie bei den Aepfeln auch. Dazu kam noch, daß viele Hände die Arbeit förderten, denn Alle ſollten behiflich ſein, um die Aepfel vom Garten in das Haus zu transportiren.

Kaum hatten die Kinder den Löffel weggelegt und

„Für Speis und Trank,
Dem Geber Dank“ —

geſagt, als ſie zum Forſthauſe eilten, wo Eugen bereits ihrer im Hofe wartete. Erſt, als Alle beiſammen waren, und manches Uneingeladene ſchlich ſich herbei, es wollte nur um die Ecke ſehen, trat immer näher, bis es mitten im Kreis ſtand — erſt dann rief Eugen:

„Angeſtellt! ihr Buben werft die Säcke über den Rücken! ihr Mädchen, tragt die Wannen und Körbe, und mir nach!“

So ſchritten ſie paarweiſe wie Soldaten, welche ihr Brod holen, in den Baumgarten, wo der Gärtner bereits viele Aepfelhaufen aufgeſchichtet hatte. Aber es ſollte eine ſpielende Arbeit werden und Eugen hatte etwas Kluges ausgedacht, um ſie den ſämmtlichen Mädchen aufzuladen, während die Knaben ſich herumtummeln konnten, wie es ihnen nach ſeiner Meinung gebühre. — Dabei hatte er den Ehrgeiz, auch einmal die Hauptrolle zu ſpielen als Angeber der Beluſtigung und nicht immer Rudolf dieſen Ruhm zu überlaſſen. Er beſaß auch Bücher, woraus ſich etwas erfinden ließ, und wenn ſie ihm auch nichts von den Indianern oder Zigeunern erzählten, ſtanden doch prächtige Schmugglergeſchichten darin.

Als die Kinder nun im Garten beiſammen ſtanden, rief er: „Heut ſpielen wir Schmuggler! wartet einmal, das

iſt luſtig.“ Aber Alle ſchrieen durcheinander: „Was ſind denn Schmuggler? wir wiſſen nichts davon!“ Jetzt konnte er ſich wichtig machen; dies hatte er juſt gewollt. Er trat alſo in den Kreis und frug:

„Wißt Ihr, was die Grenze eines Landes iſt?“ —

Statt der Antwort rief Bernhard, welcher der Erſte in der Geographie war: „Bayern grenzt im Oſten an Oeſtreich“ — aber Eugen unterbrach ihn, denn heute wollte er allein der Sprecher ſein und keinen Andern ſeine Weisheit auskramen laſſen. Er ſagte alſo:

„Alſo denkt Euch, dieſer Garten iſt das Land Oeſterreich und der andere das Land Bayern, an der Hecke aber iſt die Grenze. Und jetzt aufgepaßt!

Meint Ihr, man dürfe von Oeſterreich nach Bayern oder umgekehrt, mir nichts, dir nichts, Alles herüber oder hinüber bringen?“ — beileibe! Auf der Grenze ſteht ein Zollhaus, da wird angehalten, Alles ſtreng durchſucht und dafür eine Abgabe, ein Zoll entrichtet; Ihr wißt's ja, wie man bei uns auch den Pflaſterzoll bezahlen muß. Aber da gibt es ſo eine Art Spitzbuben; die möchten gern den Zoll erſparen und deßhalb „ſchmuggeln“ ſie die Waaren heimlich über die Grenze. Das ſind die Schmuggler und ihre Waaren ſind geſchmuggelt; verſtanden? ihr eilftes Gebot heißt: „Laß Dich nicht erwiſchen.“ Wer dies nicht befolgt, wird eingeſperrt und muß eine Strafe bezahlen; auch nimmt man ihm ſeine Waare. Deßhalb ſtreifen die Grenzjäger mit geladenem Gewehr ſtets zwiſchen der Grenze hin und her und paſſen den Schmugglern ſcharf auf.“

Eugen athmete nach dieſer langen Rede, welche er gut einſtudirt hatte, tief auf. Alle horchten erwartungsvoll und er fuhr nach der kürzeſten Pauſe fort: „Heute ſpielen wir

alſo Schmuggler, Zollbeamte und Grenzjäger; dort an der Gartenthür iſt die Mauth, ich habe ſchon eine Bank und einen Tiſch dazu hergerichtet."

„Das wird luſtig!" ſchrieen Alle und hüpften wie toll umher.

Die Förſterin hatte erlaubt, daß ihre drei Kinder ſtets vom Hundert Einen Apfel für ſich als eigenen Vorrath behalten durften. Eugen und Helene verabredeten nun, in jeden Korb oder jede Wanne 101 Aepfel zu zählen und dieſen Einen an der Mauth als Zoll zu entrichten. Nun wurden die Rollen vertheilt. Eugen und Rudolf ſtellten die Zollbeamten vor; Bernhard und Joſeph bewaffneten ſich mit Prügeln, ſtatt der Gewehre und waren die Grenzjäger, Sternwirths Michel übernahm das Amt des Gefängnißwärters und Büttels, die Andern wollten alle Schmuggler ſein. Das obere Gartenhaus wurde zum Gefängniß und das untere zum Schlupfwinkel und Aufbewahrungsort der Schmuggler beſtimmt, und als ehrliche Leute blieben nur die Mädchen übrig. Dieſe zählten eifrig die Aepfel in die Körbe und ſchleppten ſie paarweiſe, den freien Arm weit ausgeſtreckt zur Mauth, wo der Zoll abgenommen wurde, ſo viele Hunderte, eben ſo viele einzelne Aepfel. Damit hatte man auch gleich eine genaue Ueberſicht des ganzen Vorraths. Natürlich wurden ſtets die ſchönſten Aepfel als Abgabe ausgeſucht. Hierauf trugen die Mädchen ihre Laſt in's Haus bis zur Aepfelkammer, wo ſie mit muſterhafter Ordnung dieſelben in ein Viereck legten aus den verſchiedenen Sorten. Bald ſahen ihre Bäcklein den rothen Aepfeln gleich und ſie fühlten ſich bei ihrer Beſchäftigung und dem Lob der Frau Förſterin ganz glückſelig.

Inzwiſchen trieben es die Knaben toll genug. Die

Grenzjäger rannten athemlos von einem Gartenende zum andern, beſetzten jeden Ausweg und lagen ſtets auf der Lauer. Dennoch ſchlugen ihnen die Schmuggler ein Schnippchen und verſchleppten die Aepfel in den Schlupfwinkel. War der eine Grenzwächter oben und der andere unten, ſo ſchlupften die Schmuggler mitten durch. Kein Loch in der Hecke war ihnen zu eng, kein Zaun zu hoch und das Spiel wurde zu einer wahren Hetzjagd. Bald blieben die Schmuggler, bald die Grenzwächter Sieger; der Garten widerhallte vom Geſchrei. Es fehlte nicht an Gefangenen, welche am Rockzipfel in's Gefängniß geführt und mit Stricken gebunden wurden. Doch auch hier verſtanden ſie es, ſich wieder auf kluge Weiſe zu befreien, daß der Büttel in flammenden Zorn gerieth.

Ein luſtigeres Spiel hätte Eugen wahrlich nicht erfinden können. Bald vertauſchte er ſich mit einem Schmuggler und Rudolf trat ſeine Stelle an einen Grenzwächter ab. Es war ſo überaus vergnüglich, daß Keines daran dachte, in einen Apfel zu beißen. Niemand hatte Zeit dafür, nur die Zollbeamten hätten Muße gehabt, aber ſie durften den Tribut nicht angreifen, weil man ſonſt den Vorrath nicht mehr berechnen konnte. Als es fünf Uhr ſchlug, war die ſämmtliche Arbeit von den fleißigen Mädchen gethan. Aber die Spielenden fühlten ſich eben ſo ermüdet, wie die Arbeitenden, was nicht ſelten im Leben zu geſchehen pflegt. Jetzt begaben ſich Alle zum obern Gartenhauſe, um über die Gefangenen ſtrenges Gericht zu halten. Rudolf ſollte natürlich von Rechtswegen der Amtmann ſein.

Er ſtieg auf den Tiſch und nahm die ernſthafteſte Miene von der Welt an, gerade ſo, wie er es beim Vater in der Kanzlei geſehen hatte. Die Verbrecher wurden mit

auf den Rücken gebundenen Händen vor den Richterstuhl geführt, verhört und verurtheilt. Rudolf schrie:

„Da hilft kein Leugnen! Ihr seid auf der That ertappt und also dem Gesetze verfallen; dies lautet auf 25 Stockprügel per Mann. Büttel, thue Deine Schuldigkeit!“ —

Sie schreieen um Gnade. Da half nichts; sie wurden über die Bank gelegt nnd bekamen ihren zugemessenen Theil. Aber der Büttel machte es, zu seiner Ehre sei es gesagt, recht gelinde und erbarmungsvoll. Nur hie und da, wo er eine Privatrache auslassen wollte, sauste der Weidenzweig etwas stärker, wonach der befreite Gefangene ihm heftig in die Haare fuhr. —

Gerade zur rechten Zeit erschien die Frau Försterin mit einem Korbe voller Semmeln und Küchlein und theilte sie aus unter Gerechte und Ungerechte. Die geschmuggelten Aepfel wurden herbei geholt und zum allgemeinen Imbisse bestimmt. Die Kinder lagerten sich im Grase und ließen es sich herrlich schmecken.

„Gelt, das war einmal lustig?“ sagte Eugen mit triumphirender Miene zu Rudolf. „Du meinst immer nur, alle guten Einfälle kämen von Dir. Jetzt hab ich auch einen gehabt.“

Und Alle stimmten ihm bei und des Lobes über das Schmugglerspiel wollte kein Ende nehmen. Aber der Nachmittag nahm ein Ende; die Versammlung ging auseinander; noch lange sprachen sie von der lustigen Aepfel-Lese im Försters garten, — Bernhard aber versprach Eugen zum Danke für dieses Vergnügen, ihn und seine Schwestern zur Martinsnacht einzuladen. —

Die Feldkapelle.

Die Feldkapelle.

I.

Die Margareth und der Veit von Buchheim waren arme Waisenkinder. Das Fieber hatte den Vater und die Mutter in kurzer Frist nach einander zur Ewigkeit abberufen; sie besaßen auch keine Vettern und keine Basen, vielleicht weitschichtige, aber es meldeten sich keine, wie es oft zu geschehen pflegt, wenn reiche Leute sterben. Da geschah ein halbes Wunder: die reiche Hieselbäuerin, welche als geizig verrufen war, erbot sich, die Margareth anzunehmen, und Rochus, der Hirt, erbarmte sich des Veit. Die Leute lobten anfangs die Hieselbäuerin aus vollem Halse und sagten: „Ueber die ist der heilige Geist gekommen!“ denn es war bald nach Pfingsten; doch um Weihnachten herum, meinten sie: es sei mit der Barmherzigkeit nicht weiter her, als von Buchheim nach Holzingen, wohin es nur eine Viertelstunde war und woselbst im Schloß zur Sommerzeit während der Anwesenheit der Herrschaft die Hieselbäuerin das Schmalz und die Butter absetzte. Die Margareth war nemlich schon ein recht kräftiges Mädel und brauchbar zu allerlei, dabei sanft und geduldig, wie ein Lamm, das sich scheeren läßt, ohne zu schreien und viel Lärm zu machen. Ein aus Erbarmen angenommenes Mädel braucht man nicht so fürnehm zu kleiden wie die eigenen Kinder, das könnte sie nur verwöhnen; da thun's die abgelegten Kleider der Stasi,

bei einem Dutzend kommt es in der Schüſſel auf's Dreizehnte nicht an und von einem Lohn kann bei einem angenommenen Kinde die Rede nicht ſein.

So ſagten die Nachbarn, und wenn ſie es auch nicht hätten ſagen ſollen, ſo war doch nicht Alles erfunden und das Grethel nichts weniger als zu beneiden. Ob ſie auch ſchon des Morgens um fünf Uhr die Augen am Brunnen ausgewaſchen und ihr Haar gekämmt hatte, während die Dienſtboten ſich noch einmal im Bett umdrehten, war die Hieſelbäuerin ſchon auf den Beinen und jagte das Grethel hin und her; ſo ging's den ganzen Tag über bis zur Nacht, — „denn" — ſagte ſie, — „ich bin verantwortlich, daß das Grethel fleißig wird; ſie hat ja kein Geld und Gut zu hoffen." Das Mädel mußte aber noch viel lernen; da gab's beim Unterricht Scheltworte und Püffe nach Rechts und Links. Wenn die abgetragenen Kleider der Staſi ein Loch bekamen, mußte das Grethel ganz allein daran Schuld ſein; ſie waren ja erſt drei Jahr alt! Beim Eſſen wunderte ſich die Hieſelbäuerin, von was doch Grethels Magen ſo groß geworden ſei, — ja, jetzt käme es auf, daß bei ihr daheim ſicher keine Noth geherrſcht habe, ſie könne akurat ſo viel eſſen, wie die Staſel. Dieſe kleine Bauernprinzeß aß jedoch zwiſchen hinein in der Milchkammer, wo die friſche Butter ſtand und ließ ſich von der Grethel bedienen, wie nochmal eine Prinzeſſin. Sie übergab jede Arbeit der „Angenommenen" und mochte nur mehr bei ſchönem Wetter den Flachslein hüten; wenn aber die Gänſe darüber her kamen und ihn auffraßen, weil ſie zu faul war, um ſie wegzujagen, ſchob ſie es auf Grethel, die ganz nahe dabei am Trog gewaſchen hätte. Sie gewöhnte ſich ſo daran, Alles auf die Aermſte zu ſchieben, daß ſie ſogar in der

Schule beim Katechismusaufſagen — während ſie ſtotternd innehielt, — weinend rief: „Die Grethel iſt Schuld, Herr Pfarrer! ſie hat mir nicht geholfen und immer nur ihre Aufgabe gelernt.“

Nun wird kein Menſch behaupten, daß es dem Grethel gut ging im Hieſelhofe und daß ſie juſt viel Freuden erlebt hätte. Dennoch war ſie immer heiteren Angeſichts; ihre Augen ſtrahlten Jedem entgegen, wie die Sonne, und ihr Mund lächelte oft mitten in die Thränen hinein, wenn die Knechte und Mägde ſie mit einem Scherzworte tröſteten, auch wieder, gleich der Sonne. Das Grethel hatte ein ſchlechtes Gedächtniß für jedes harte Wort und o, ſo ein gutes, für jedes freundliche! ſie hatte die ſchnellſten Füße für jeden Befehl, zwei geſchickte Hände, an jedem Finger trug ſie das goldne Ringlein des guten Willens. Wenn nun auch die Hieſelbäuerin den Brummbaß und die Staſi den Diskant dazu ſang, ſo konnte dem Grethel doch Niemand böſe ſein und eigentlich wußte die Bäuerin gar wohl, was ſie an dem Mädchen habe; die Dienſtboten aber mochten ſie alle gut leiden; ſie halfen ihr heimlich, wo und wie ſie konnten, in der ganzen Nachbarſchaft war das Grethel beliebt. So vermochte das kleine, arme Herz manches böſe Hausgewitter auszuhalten, ohne vom Blitz aus der Bäuerin funkelnden Augen getroffen zu werden und der gutmüthige Bauer war nicht ſelten der Blitzableiter.

Am beſten ging's dem Grethel im Frühling, Sommer und Herbſt, obwohl es da mehr Arbeit, als im Winter, gab. Sie erlebte zu dieſer Zeit faſt täglich zwei Freuden, von denen ich nun erzählen will.

Die Eine war der Veit. —

Der Hieſelhof war nicht der Ort, wo ſich die Geſchwi-

ſter ſehen konnten, und ſo verſtrich faſt der ganze Winter ohne dieſe Freude für Grethel. Die Bäuerin pflegte zu ſagen: „Ich hab an Dir genug und kann Dich kaum füttern.“ Aber draußen im Felde, wohin die Frühlings- und Sommerarbeit ſie führte, traf ſie täglich mit dem Veit zuſammen, der das Vieh hütete und das freute unſer Grethel herzinnig, denn es war ja ihr lieber Bruder und die Mutter hatte noch im Sterben geſagt: „Gib auf den Buben Acht, Grethel!“

Dem Veit ging es nicht ſchlecht, beinahe zu gut bei aller Armuth. Er brauchte ſich nicht anzuſtrengen und konnte ſtundenlang auf dem weichen Raſen, oder im Schatten eines Baumes liegen; die Kühe mußten ſchon arg brüllen, bis er den Kopf darnach wandte, da war's ſchon leichter, als wenn die Hieſelbäuerin ſchrie: Grethel! Grethel! Sein ganzes Geſchäft beſtand hauptſächlich darin, einem vorbeifahrenden Wagen nachzulaufen, und zwar ſo lange, bis ihm entweder der Athem ausging, oder der Reiſende ſeiner überdrüſſig in die Taſche langte. Wer aber in einem ſchönen Wagen fährt, gibt ſich nicht viel mit Pfennigen und Kreuzern ab, ſo regnete es bisweilen Groſchen und Sechſer in ſeinen Hut, denn der Weideplatz lag kaum zwei Stunden von einer größeren Stadt und ganz nahe an der Landſtraße. Hatte der Veit nun auch den Tag über meiſt gehungert, oder ſich mit einem Stück Brod begnügt, ſo brachte er Abends dem Rochus ſeinen Erwerb heim und ſie kochten ſich etwas Rares, ja der Veit aß in der armen Hütte meiſt beſſer, als die Margareth im reichen Hieſelhofe.

Dieſe Lebensweiſe und dieſer Erwerb gefiel dem fleißigen Grethel gar nicht; ſie wurde bisweilen ſchamroth und hätte ſich kaum tröſten können ohne ihre zweite Freude.

Das war die Feldkapelle zwiſchen Buchheim und Hol-

zingen, wo eine wunderſchöne, geſchnitzte Muttergottes ſtand. Die heilige Maria hielt das Kindlein in den Armen, aber ſie drückte es nicht an's Herz, als ob es nur ihr allein gehörte, wie die anderen Kinder ihren Müttern, — ſondern ſie hielt es auf beiden Armen vor, gleichſam als wollte ſie es den Menſchen zeigen und ſagen: „Das Kindlein iſt die Hauptſache, das müßt ihr vor Allem anſchauen und liebhaben; ich aber bete dann für Euch bei meinem herzlieben Sohne.“ —

Wenn man dieſe Mutter mit ihrem Kinde betrachtete mit dem rechten Vertrauen und der rechten Innigkeit, dann fiel ein himmliſcher Strahl in's Herz. So ging es auch dem Grethel. Bisweilen war ſie doch traurig, wenn ſie es der Hieſelbäuerin in gar nichts recht machen konnte und die Staſi keifte und ſpottete; aber ſobald ſie dann vor der kleinen Feldkapelle ſtand, ward ihr's leichter, als ob die Muttergottes ſage: „Grethel, meinem Kindlein und mir machſt Du's ſchon recht! Wir Beide haben Dich lieb, und wenn Dich kein Menſch auf der Welt lieb hätte; ich will Deine Mutter ſein, verlaß Dich darauf! Aber jetzt gleich lächle wieder!“

Dies that nun auch unſer Grethel ganz wacker; aber weil ſie hier ſo viel Troſt und Freude fand, drängte es ihr Herz, auch etwas dafür zu geben. Auf dem Felde und im Walde blühten eine Menge Blumen; die pflegte kein Gärtner, ſondern nur der liebe Himmelvater; die gehörten alſo recht eigentlich dem Jeſuskinde. Es konnte kein Menſch ihr verwehren, ſie zu pflücken, in Kränze zu flechten, in Sträuße zu binden und ſie dann zur Feldkapelle zu tragen. Die darauf verwendete Zeit wußte ſie ſchon durch doppelten Fleiß herein zu bringen; dann aber dachte ſie: „Die Zeit

kommt vom lieben Gott; ich darf ihm ſchon etwas davon zurückgeben.“ Wenn aber die Bäuerin ſie deßwegen einmal hart anfuhr, dann ſchwieg ſie mäuschenſtille und ſagte heimlich: „Alles zur größeren Ehre Gottes!“ Aber die Bäuerin war nicht ſo böſe, es oft zu thun, im Gegentheil gefiel es ihr, daß Grethel tagtäglich die Kapelle ſchmückte und der Bauer verehrte ihr ſogar einmal den ſchönſten Nelkenſtock; das thaten ihm die Nachbarn nach und Grethel trug triumphirend manche Balſamine, manches Geranium, Roſen und Tulpen zur lieben Feldkapelle. Sie bat auch den Veit, ihr zu helfen und dachte heimlich: „das wird der Muttergottes an dem Buben gefallen und ſie wird ſich auch ſeiner erbarmen, damit er nicht zu Grunde geht in ſeiner Trägheit.“ Der Veit aber half ihr gerne, und dann ſagte ſie: „Weiſt Du, die Hirten von Bethlehem haben auch das Kind angebetet, komm, knie nieder, wir wollen es ihnen gleichthun.“ So kam dem Buben die Frömmigkeit ſeiner Schweſter zu Gute und wird ihm hoffentlich noch Segen bringen.

Dies war alſo Grethels Freude während zweier Jahre, ſeitdem ſie die Hieſelbäuerin angenommen hatte, das arme, und doch reiche Kind! —

II.

Eines Tages ſagte der gute, alte Herr Pfarrer zur Margareth, als er ſie vor der Feldkapelle traf: „Ich muß mich ſchon im Namen der Muttergottes bei Dir bedanken, Grethel. Schau, ſchau, wie gar ſchön Du's wieder hergerichtet haſt. Jetzt wundert's mich nimmer, daß die Leut lieber auf Deine Blumen ſehen, als auf meine Worte hören: ſo lieb bring ich's freilich nicht zuſammen. Früher ſind ſie an der Kapelle vorübergegangen, ſo viel ich auch

vermahnte, ſie haben ſich kaum die Zeit genommen, den Hut herabzunehmen, und jetzt geht ihnen kaum was über die Feldkapelle; muß wahrhaftig für einen weitern Betſtuhl ſorgen! Seit einigen Tagen hab ich ſogar eine Kutſche davor halten und eine Frau herausſteigen ſehen; die muß auch ein Leid im Herzen tragen bei allem Reichthum. — Nun, Grethel, mich freut's recht, daß Du all meine Lehren aus der Schul ſo gut gemerkt haſt, und ich nehm Dich gerne zur Meßnerin da heraußen an, hier haſt Du einen Muttergotteszwölfer für Deine Anſtellung. Am Beſten wird Dir's das Jeſuskindlein vergelten; ſieh nur, wie's die Aermlein nach Dir ausſtreckt, Grethel!" —

So ſprach der alte, gute Herr, denn er wußte gar wohl, daß unſer Grethel mancherlei zu leiden hatte; es ſollte aber noch ſchlimmer kommen.

An einem Sommertage war das ganze Geſinde im Felde beſchäftigt und die Bäuerin war über Land zu einer Kindstaufe gegangen; die Staſi hatte kurz vorher ein Fieber gehabt und durfte noch nicht in der Sommerhitze herum laufen, ſondern höchſtens auf dem Hausbänkchen ſitzen, oder im Grasgarten unter dem ſchattigen Nußbaum liegen. Die Mutter mochte ſich aber den Hals ganz heißer reden, da half nichts, die Staſi that eben, was ſie wollte, darum konnte man ſie nicht allein daheim laſſen, und ſo bekam Grethel den Auftrag, ihr Geſellſchaft zu leiſten und ſelbander das Haus zu hüten. Nun hätte ſie ſich freilich lieber draußen müd gearbeitet, als an ihrem Strickſtrumpf herum zu bohren. Die Maſchen machten ihr keine ſonderliche Mühe, denn wenn auch eine herabfiel, ſo war ſie leicht wieder aufzuheben und hatte dabei weder Hals noch Bein gebrochen; aber die Staſel trieb es von Stunde zu Stunde

ärger, trotz aller Bitten, bis sie endlich müde in's Schlafkämmerlein ging und dem armen Grethel Ruhe ließ. Diese setzte sich nun gemüthlich in die kühle Stube und strickte eifrig, damit die Hieselbäuerin zufrieden sein konnte. Dabei wiederholte sie allerlei Sprüche und Liedlein und war ganz vergnügt.

Sie mochte etwa eine halbe Stunde gestrickt haben, als sie einen alten Mann an der Krücke über den einsamen Hofraum humpeln sah. Gleich kam ihr ein rechtes Bedauern in's mitleidige Herz, denn im ganzen Dorfe wars wie ausgestorben, wer sollte ihm nun eine Erquickung oder ein Almosen reichen? Sie konnte nicht einmal zur Milch- und Brodkammer; die Stasi hatte den Schlüssel in der Tasche, und eher hätte sie gewagt, eine Prinzessin aufzuwecken, als die Stasel. Der Mann schien müde und elend zu sein, als er sich der Hausthüre näherte. Das Grethel ging ihm entgegen und sagte zum Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus;" aber der Greis war zu schwach, um nur „in Ewigkeit Amen" zu antworten, gleich sank er müde auf die Ofenbank. „Ich kann nicht weiter — vor Hunger — Durst — und Alter" — sagte er dann und setzte nach jedem Worte ab.

Was sollte nun das mitleidige Grethel thun? Sie zerbrach sich den Kopf, endlich fiel ihr der Muttergottes-zwölfer ein und sie rief strahlend vor Freude: „Ich hab's!" —

„Was hast!" stöhnte der Alte, und fuhr gleich fort: „Ist die Hieselbäuerin in der Nähe, um mir ein Almosen zu geben?"

„O nein, die ist in Föringen, wohl drei Stunden weit!" entgegnete das Grethel.

„Aber der Bauer? der iſt ſo gutherzig, der gibt mir ſchon etwas!“ frug der Greis.

„Der iſt mit den Dienſtboten auf dem Feld.“

„Oder haſt vielleicht dem Haushund ſeine Abendſuppe eingeſchnitten? ich bin mit Allem zufrieden;“ ſagte er demüthig.

„Der Neger iſt auch fort, für den ſorgt ſchon der Mathäs! aber ich hab was! einen ganzen Zwölfer, und ein Muttergottes zwölfer iſt's, der bringt Glück. Wartet nur, ich hol ihn gleich in meiner Dachkammer; dann könnt Ihr im Wirthshaus was zu Abend eſſen, wenn Ihr hier ausgeruht habt, denn es iſt ein wenig weit dorthin.“

Und bei dieſen Worten ſprang ſie alsbald hinaus, die Treppe hinauf. Grethel brauchte eine Weile, bis ſie das Bodenkämmerchen erreichte, und dann aus der Kiſte zu unterſt den lieben Zwölfer hervorſuchte. Sie küßte ihn, aber das galt nicht dem Gelde, ſondern der Muttergottes, und dann eilte ſie herab, in die Stube hinein.

Da ſtand ſie und ſchaute ſich rings um — der Greis war verſchwunden. Sie lief zum Hausbänkchen, — dort ſaß er auch nicht. Es wurde ihr ganz wirr im Kopf; er konnte doch nicht fortgegangen ſein in dieſer kurzen Zeit! Wieder ging ſie in die Stube zurück; wenn er vor Hunger und Ermüdung in Ohnmacht gefallen wäre und ſie ihn nicht bemerkt hätte? Wie ſchlug das kleine, mitleidige Herz bei dieſer Vorſtellung. Doch nein — er war nicht da, er war fort — und plötzlich ſchrie ſie laut auf — da lag ſeine Krücke — ein ſchneller Blick auf die Wand erklärte ihr Alles — die ſchwere, ſilberne Uhr des Hieſelbauern, die Uhr mit dem dicken, ſilbernen Gehäuſe und der ſilbernen Kette, welche dort am Nagel zu hängen pflegte, war

verſchwunden. Sie hatte einen Dieb eingelaſſen und er hatte ſie mit ſeiner Krücke und dem weißen Barte getäuſcht.

Grethel lief ſchreiend in den Hof, ſie ſprang die Gaſſe entlang, aber Niemand kam ihr zu Hilfe. O, nun wußte ſie auch, warum er nach dem Bauern, der Bäuerin und ſogar dem Haushund gefragt hatte. Immer weiter lief ſie in ihrem Jammer und jetzt ſtand plötzlich die Hieſelbäuerin vor ihr.

„Iſt die Staſel geſtorben!“ rief dieſe im erſten Schrecken, und als Grethel den Kopf ſchüttelte, ſchrie ſie noch lauter: „Brennts?“ — Aber aus dem Grethel war nichts herauszubringen; das arme Ding konnte vor Schluchzen und Herzklopfen nicht reden. Endlich erfuhr die Bäuerin doch den Vorfall und ihre Angſt verwandelte ſich in Zorn, der ſich über unſer Grethel entlud, wie das ſchwärzeſte Ungewitter. Was ſie dem armen Mädchen Böſes und Hartes ſagte, mag ich gar nicht wiederholen; aber ſie duldete das Grethel nicht eine Stunde länger im Hofe und rief bitter: „Pack Deinen Bündel auf der Stelle, kannſt dem Bettler nachlaufen, biſt ſelbſt nichts Beſſeres.“

Das ſagte ſie freilich nur in der erſten Hitze, doch das Grethel packte ihr Bündelein unter Thränen. Sie hätte gerne der Bäuerin noch für Alles gedankt und der Staſi Ades geſagt, aber ſie hatte nicht den Muth dazu. Inzwiſchen war die Dämmerung eingebrochen, von allen Seiten kehrten die Leute zurück, die verlaſſene Waiſe aber ſchlich fort. Sie lenkte ihre Schritte zur Hütte des Rochus, um dort für die Nacht ein Unterkommen zu finden; am nächſten Morgen wollte ſie dann in die weite Welt hinaus gehen, um ihr Brod zu verdienen, aber nicht zu betteln.

III.

Als die Lerche ihr jubelndes Morgenlied ſang und der Thau auf der Wieſe glänzte, die Vögelein aber von ihm nippten, zog Grethel mit ihrem leichten Bündel und ihrem ſchweren Herzlein aus der Hütte des Rochus und Veit gab ihr das Geleite, der alte Hirt hatte ſtatt ſeiner die Heerde ausgetrieben. Dem Knaben erſchien Grethels Loos keineswegs bemitleidungswerth; er hätte ſich gerne einmal in der weiten Welt umgeſchaut und das Einerlei bei ſeiner Heerde war ihm gründlich entleidet. Hatte ihn doch ſchon oftmals die Verſuchung erfaßt, auf dem Rücktritt eines Reiſewagens auf und davon zu fahren, wenn der Kutſcher mit der Peitſche nicht gar ſo flink geweſen wäre. Wenn der Veit oft ſtundenlang müſſig auf dem Raſen lag, kamen ihm allerlei Gedanken und er malte ſich's aus, was er Alles anfangen wollte mit einem Säcklein Geld; warum konnte er nur keines finden? — Er war alſo nicht wenig erſtaunt über Grethels Thränen, daß ſie von der böſen Hieſelbäuerin fort mußte, und plauderte ihr luſtig vor, wie vielerlei Menſchen ſie jetzt zu ſehen kriege.

Da antwortete ſie mit faſt erſtickter Stimme: „Was nützen mich all die fremden Leute, wenn ich von Dir fort muß!"

Daran hatte der Veit ſelber noch nicht gedacht und jetzt war ihm Grethels Abreiſe auch nicht recht; aber bald tröſtete er ſich, daß ſie gewiß in der Stadt ein Plätzchen finde, und daß er ſie dort beſuchen werde, mit ihrem verdienten Geld könnten ſie ſich dann einen vergnügten Tag machen.

Jetzt kamen ſie am Scheideweg vorüber, der zur Feldkapelle führte und das Grethel ſagte:

„Komm, Veit, wir wollen dort noch einmal mitſammen beten, und ſchau, da blüht am Graben ein Buſchen Vergißmeinnicht, den bringen wir zum Abſchied dem Jeſuskind und der Muttergottes, und gelt, Veit, Du wirſt nun ſtatt meiner der Meßner ſein?“

Der Veit nickte und that, was ſeine Schweſter ihm hieß, denn er konnte mit ſeinen bloßen Füßen leichter als ſie in den feuchten Graben treten. Hierauf eilten ſie vorwärts und Grethel legte ihre letzte Blumengabe als Opfer der Liebe und des Dankes hin, dann ſchüttete ſie im brünſtigen Gebete noch ihr ganzes Herz aus. Sie betete jedoch nicht für ſich allein, ſondern flehte vielmehr um mütterlichen Schutz für den verlaſſenen Knaben, der voller Leichtſinn in den Tag hinein lebte und den ſie nun nicht mehr ſchweſterlich ermahnen, oder von tollen Streichen abhalten konnte. Auch dankte ſie noch für alles bisher genoſſene Glück, ſagte ein herzliches „Vergeltsgott“ der Hieſelbäuerin, allen Dienſtboten und dem Pfarrer, — weiter konnte ſie nicht, ihr weiches Herzlein überſchüttete die Augen mit Thränen des Abſchieds.

Dem Veit wurde es ſchon wieder zu lange und er mahnte zum Aufbruch. Gretchen erhob ſich von dem Kniebänkchen und trat noch einmal dicht vor das heilige Bild, um das Sternengewand zu küſſen; ſie gab jedoch wohl Acht, kein „Marienblümchen,“ wie ſie alle hier ringsherum nannte, zu zertreten. Da glänzte ihr etwas wunderſam entgegen, — wohl eine Thauperle zwiſchen dem Graſe? — Nein, es war etwas anderes; es zerfloß nicht bei ihrer Berührung. Sie hob es auf und nun war Veit ſogleich an ihrer Seite. Ei, wie das funkelte in allen Farben! und doch waren es nur weiße Steinchen, wie Glasſplitter. Ein gemaltes Kindergeſicht befand ſich auf einem runden Plättchen und ringsherum

glitzerten die seltsamen Steine; rückwärts aber konnte man es mit einer befestigten goldnen Nadel anstecken und durch ein Häckchen schließen.

Sogleich rief Gretchen: „Das hat Niemand anderer verloren, als die vornehme Frau, welche seit einigen Abenden daher gefahren kömmt und dann vor der Kapelle aussteigt, wie mir der Herr Pfarrer erzählte, als er mir den Muttergotteszwölfer schenkte. Und ich hab sie auch einmal gesehen; ich kenne die schöne, blaue Kutsche, der Kutscher aber hat einen rothen Kragen an seinem Rock. Komm, Veit, wir wollen die Frau in der Stadt aufsuchen und ihr das schöne Ding bringen."

„Weißt denn, wie sie heißt?" frug nun der Veit. Das Mädchen entgegnete rasch: „Nein, aber ich kenne die blaue Kutsche und die Frau ist groß und so fein, und so bleich."

Sie hatte nun selbst die größte Eile, fort zu kommen und vergaß alles Andere über diesen Fund. Nach einer Weile sagte Veit, der sich bereits seine ganz besondern Gedanken gemacht hatte: „Du kannst die Frau nicht auffinden, dummes Grethel! blaue Kutschen gibt's viele und fast alle Kutscher haben einen rothen Aufschlag am Rocke. Das ist nichts! Ich sag Dir was, Grethel." —

„Was?" frug diese aufmerksam.

„Das Ding da ist ein Geschenk von der Muttergottes, weil Du ihre Kapelle so schön geziert hast und nun fort mußt in die Welt hinaus. Und wenn es auch nicht vom Himmel gefallen ist, so hat's Jemand auf ihren Befehl verloren, der reich ist und es nicht braucht, und wir verkaufen's, und ich bleib bei Dir und geh mit Dir, wohin Du willst, meinethalben nach Amerika, und da werden wir reiche Leute."

Grethel hatte ihrem Bruder sprachlos zugehört und bei seiner Rede die kleine Hand immer fester über ihren kostbaren Fund geschlossen. Als er schwieg und ihr mit funkelnden Blicken in die Augen sah, rief sie: „Veit, Du bist nicht viel besser, als ein Dieb!“ —

Des Knaben Gesicht glühte nun vor Zorn. Er fuhr sie heftig an: „Was hab ich in meinem Leben schon genommen? sag!“

„Genommen hast Du noch nichts, Gott sei Dank!“ — sagte Grethel und fuhr ernst fort: „Jetzt aber willst Du etwas nehmen, das Jemand Anderm gehört. Ja, Veit, schau mich nur an! Wer etwas Gefundenes behält, ohne nach dem rechten Eigenthümer gesucht zu haben, der ist um kein Haar besser als der Mann, der gestern des Hieselbauers Uhr gestohlen hat! — und wie getraust Du Dich, dabei noch den Namen der Muttergottes zu nennen!“ —

Die Grethel ging einige Schritte von ihrem Bruder weg, als ob ihr vor ihm grause; dann näherte sie sich ihm wieder, faßte liebevoll seine Hand und sagte:

„Veit, wir wollen ehrlich bleiben unser Lebtag!“

Er aber murrte: „Finden ist nicht stehlen!“

„Nein“ — eiferte das Mädchen, — „aber das Gefundene behalten und verkaufen — ist stehlen. Weißt Du — Hehlen und Stehlen reimt sich.“

Veit schwieg mißmuthig, entgegnete aber nichts weiter; heimlich dachte er: „Hätt' ich nur das glitzernde Ding gestern Abend gefunden!“ —

Nach zwei Stunden hatten sie die Stadt erreicht und verspürten argen Hunger. Jetzt zog Grethel den Muttergotteszwölfer hervor und sagte mit freudeglänzenden Augen: „Schau, das kommt von Ihr; das hat mir der Herr Pfarrer

geſchenkt für die Blumen und jetzt kaufen wir uns Brod; Waſſer kriegen wir überall zu trinken."

Der Veit dachte in Einem fort an den koſtbaren Fund und obwohl er das Brod hungerig verſchlang, überlegte er, daß man für die glitzernden Steine was Beſſeres zu eſſen bekäme. Dann ſagte er unbefangen: „Jetzt laß mich einmal das Ding in der Nähe betrachten. Gib's nur her, ich thu ihm ja nichts." —

Grethel zog es aus der Taſche hervor, und Beide neigten ihre bewundernden Geſichter darüber. O, welch ein niedliches Kind war hier abgemalt! es fehlten zum Engelein nur die Flügel. Gretchen ſagte: „Gewiß iſt es ein Porträt, das Kindlein der Frau! vielleicht iſt es geſtorben oder krank, weil ſie ſo fleißig zur Kapelle fährt, denn dahin kommen Alle, die betrübten Herzens ſind; es heißt ja mit Recht: „Du Heil der Kranken, Du Tröſterin der Betrübten, Du Helferin der Chriſten." —

„Aber jetzt bet nicht die ganze Litanei, Grethel!" ſagte ungeduldig der Knabe. Dann fügte er bei: „Laß uns gehen!" Und das Mädchen erhob ſich, indem ſie geduldig erwiederte: „Ja, laß uns die Frau aufſuchen. Horch, es läutet gerad zur Meſſe, und wenn ſie ſo traurig iſt, geht ſie gewiß hinein; wir wollen an der Kirchenthüre warten. Aber gib mir das Ding wieder, Veit."

„Nein, laß mir's," — ſagte der Knabe. „Man könnte Dir's im Gedräng leicht nehmen! Du biſt mir die Rechte, um etwas zu hüten! Meine Hand iſt ſtärker; von mir kriegt's Niemand."

Grethel war es zufrieden und ſie miſchten ſich unter die Kirchengänger. So lange ſie auch an dem Portale ſtanden und ſo viele Leute, Arme und Reiche, auch aus- und

eingingen, der großen, bleichen, feinen Frau glich Niemand. Dann läutete es von einem andern Thurme und Grethel zog den widerſtrebenden Bruder mit ſich fort, er hätte viel lieber die Schaufenſter der Kaufläden betrachtet. Nach manchem vergeblichen Verſuche klagte er, daß ſeine bloßen Füße auf den Steinen ihm ſo weh thäten und er wolle ein wenig raſten; ſie könnten ja auf die vorbeifahrenden Kutſchen Acht geben.

Die Schweſter ſetzte ſich mit ihm auf einen Eckſtein, gar nicht weit von einem Kaufladen, wo es auch ſolch glitzernde Goldwaaren gab. Nun merkte Gretchen aber, daß Veit Recht gehabt hatte: es fuhren viele blaue Kutſchen vorüber, und viele rothe Aufſchläge gab's auch zu ſehen. So oft das Mädchen auch aufgeſprungen und dem Wagen eine Strecke nachgelaufen war, kam ſie immer enttäuſcht zurück. Endlich glühte Gretchens Wange vor Freude; ja, das iſt die Frau! —

„Wart hier — ich komme gleich wieder!" rief ſie dem Bruder zu und rannte der Kutſche nach. Aber wie langſam waren doch ihre Füße dagegen! Nun biegt der Wagen um die Ecke — ſie eilt dahin — noch erblickt ſie den Hut des Kutſchers in ziemlicher Ferne, er verſchwindet unter einem Thorbogen, aber ſie hat das große Haus gemerkt und verliert es nicht aus den Augen; ſie geht darauf los, ſie tritt durch das Thor, — hier ſteht noch die blaue Kutſche, doch die Pferde ſind bereits ausgeſpannt, ein Bedienter mit rothem Kragen lehnt an der großen, mit Tüchern belegten Treppe und frägt das von Hitze glühende Mädchen: „Was gibt's? hier wird nicht gebettelt." —

Gretchen denkt an nichts, als an ihr Vorhaben und ſagt beſcheiden: „Mit Verlaub, ſind Sie geſtern zur Kapelle nach Buchheim gefahren?" —

Jetzt wurde der Diener gleich höflicher, denn er merkte das Richtige. Daher antwortete er ganz freundlich: „Ja, ja, Du biſt ſchon am rechten Ort; komm nur mit mir, ich will Dich der Frau Gräfin melden.“ —

Er ſprang die Treppe hinauf und Gretchen folgte ihm mit zitternden Knien. Sie war ſo ſehr ermüdet, und nun ſollte ſie vor eine Gräfin treten. Oben an der Treppe befand ſich ein großer Spiegel; ſie erſchrack vor ihrer eignen Geſtalt und den beſtäubten Füßen. Der Bediente führte ſie durch viele prächtige Zimmer, eines reicher, als das andere und zuletzt verließ er ſie im allerſchönſten, indem er in das Nebenzimmer blickte, leiſe auftrat, und dann mit den Worten zurückging: „Warte hier, die Frau Gräfin wird gleich kommen.“ —

Gretchen wartete eine geraume Weile und hielt ſo lange den Athem an, als ſie konnte. Eine große, wunderſchöne Uhr pickte feierlich im Zimmer, als ob die Zeit für die Reichen viel länger dauere und jetzt hörte ſie aus dem Nebenzimmer, deſſen Thüre der Bediente offen gelaſſen hatte, ein leiſes Wimmern. Das wurde lauter und lauter, ſie konnte ſogar den Pendelſchlag nicht mehr vernehmen. Endlich ging es in Weinen über und dazwiſchen ſchluchzte ein Kind: „Mama! Mama! bitte, — bitte, — komm!“ —

Gretchen vermochte es nicht mehr auszuhalten; gewiß lag da drinnen ein krankes Kind und bedurfte Hilfe. Das Mitleid überwand ihre Schüchternheit, ſie trat unter die Thüre und da ſaß in einem Bettlein das nämliche Kind, wie es auf dem, mit glitzernden Steinen umgebenen Dinge gemalt war, nur viel, viel bläſſer. Als es die Thüre ein wenig knarzen hörte, ſchluchzte die Kleine: „O Mama, mich brennt's am Halſe, thu's weg!“ —

Gretchen näherte ſich auf den Zehenſpitzen; ihre lieben braunen Augen mußten in Mitgefühl glänzen, denn die Kleine rief: „Bitte, thu's weg!“ —

„Was denn?“ forſchte liebend unſer Gretchen und das Kind ſagte: „Die böſe Fanny hat mir den Sauerteig aufgelegt; aber der Doktor hat geſagt, ganz kurz; ſie iſt fortgegangen und ſchon lang. O, thu's weg!“ —

Gretchen wußte von Stasis Krankheit, was dies ſei, und ſie that den Sauerteig weg von dem rothen Hälschen. Dann bettete ſie das ſechsjährige Kind von Neuem in die weichen Kiſſen; ſie machte es viel beſſer und hübſcher, als die ſchlimme Fanny und die Kleine ſagte: „Bleib Du bei mir, ich hab Dich lieber, als ſie, und wie heißt Du?“

„Grethel“ — ſagte das Mädchen; da lächelte die Kranke und rief: „Das iſt komiſch, mein Vogel heißt Hanſel, und die Mama hat mir eine Geſchichte erzählt von Hanſel und Grethel.“ In dieſem Augenblicke erſchien unter der Thüre die Gräfin und das Kind rief: „Mama, hier iſt das Grethel aus dem zuckernen Häuschen, und ſie ſoll bei mir bleiben, ich hab ſie lieber, als die ſchlimme Fanny.“ —

Die Gräfin erfuhr nun ſogleich den kleinen Vorfall; ſie beugte ſich über das Kind und ſagte liebkoſend: „Nun muß aber mein Liebling ruhen und darf nicht reden. Wir wollen im Salon das Weitere beſprechen; ſei gut, mein Kind, ich laſſe die Thüre auf.“ —

„Und das Grethel geht nicht wieder fort?“ frug die Kleine.

„Nein, mein Liebling.“ —

Gretchen hatte ſogleich die Frau erkannt und erzählte ihre kleine Geſchichte.

„Und wo haſt du die Broche?“ frug die Gräfin.

Eben ſagte Gretchen: „Mein Bruder“ — da öffnete ſich die Thüre — und das Mädchen ſtieß einen lauten Schrei aus. —

IV.

Als Margareth ihren Bruder ſo eilig verlaſſen hatte, verblieb Veit, müde wie er war, eine Weile auf ſeinem harten Ruheſitze und betrachtete das liebliche Kleinod mit immer wohlgefälligern Blicken. So verſtrich eine Minute um die andere und der Knabe ſah wieder nach der Schweſter aus; er dachte nicht anders, als daß ſie eben ſo ſchnell, wie früher, unverrichteter Dinge zurückkehren werde. Doch ſie kam nicht. Nun wurde es ihm allgemach langweilig; er ſtand auf, ging die Häuſerreihe entlang und ſchaute durch die Verkaufsläden. Der dritte gehörte einem Juweliere und da lagen ähnliche, ſchöne Sachen, wie Gretchen gefunden hatte. Als er auf den angehängten Zettelchen den Preis las, wurde ſein Geſicht beinahe ſo roth, wie der funkelnde Rubin daſelbſt und wieder überlegte er, was er mit dem Erlöſe ſolch einer Koſtbarkeit Alles kaufen könnte. O, da brauchte er nicht mehr barfuß auf den ſpitzigen Steinen zu laufen, zu hungern und dürſten, in ſchlechten Kleidern, einem Bettler gleich, herumzugehen, das dumme Vieh auf der Weide zu hüten; — nein, er konnte auch ein vornehmer Herr ſein, wie jener dort, welcher eben in einen Conditorladen ging, und das arme, unſchuldige Grethel brauchte ſich nicht von der böſen Hieſelbäuerin hudeln und pudeln zu laſſen. Dieſe ſeine Koſtbarkeit, denn da er ſie ſo lange in ſeiner Hand gehalten, betrachtete er ſie bereits als Eigenthum, — dieſe ſeine Koſtbarkeit mit dem gemalten Engelsgeſichte mußte noch viel mehr werth ſein, als alle jene Sachen. Sie beſaß wenig-

ſtens dreißig Steinchen und ganz abſonderliche: ſo oft man ſie gegen die Sonne drehte, glänzten ſie in andern Farben.

Wunders halber ließ er ſie immer auf's Neue in der Sonne ſpielen und funkeln; jetzt hätte er auch gar zu gerne gewußt, was dies Ding eigentlich werth ſei. Dies zu erfahren, konnte keines Falls ſchaden, denn der Finder verdiente ja einen Lohn und je größer der Werth des Gefundenen, deſto höher die Belohnung. Und den Fall geſetzt — der war ſo viel, wie gewiß! Gretchen fände die Eigenthümerin nicht, — dann gehörte es ihnen Beiden von Rechtswegen und dann war es gut, im Voraus den Werth gewußt zu haben, um nicht betrogen zu werden. Ja — er wollte in den Juwelierladen treten und nach dem Werthe fragen — fragen koſtet ja nichts!

Veit ſchaute zuerſt durch die Glasthüre. Vor dem Tiſche ſtand die Frau, etwas abſeits der Mann und neben demſelben ein Lehrjunge, welcher eben eine reparirte Arbeit brachte. Nun trat der Hirtenknabe keck ein und wollte eben ſeine Frage ſtellen, als der Mann rief:

„Wird nicht gebettelt! ſchäm Dich, Junge!"

Dieſe Worte jagten dem heftigen Knaben die Zornesröthe auf die Wangen und mit kecker Zunge rief er: „Wartet erſt, bis ich um was bitte!"

„Nun, was willſt Du denn?" frug erſtaunt der Mann, indem er den Ankömmling vom Kopf bis zu den Füßen muſterte.

„Ich möchte wiſſen, was dies da werth iſt!" — frug Veit, indem er ziemlich ſtolz das Kleinod darzeigte.

Der Goldarbeiter ſchaute bald auf die Broche, bald auf den Knaben, dann winkte er ſeiner Frau zur gemeinſamen

Betrachtung; Beide wechſelten einen Blick des Einverſtändniſſes und dann frug der Mann den Knaben:

„Willſt Du das Ding hier verkaufen?“

Jetzt gilt es klug ſein, dachte Veit; aber mit der Klugheit meinte er nur, wie er's anzugehen habe, um die höchſte Summe zu löſen; er hatte ſich in den verführeriſchen Gedanken ſo ſehr vertieft, daß er's bereits wie verfügbares Eigenthum betrachtete. Nach einem kurzen Beſinnen entgegnete alſo Veit:

„Es kommt darauf an, ob Ihr viel oder wenig hergebt.“

„So?“ erwiderte der Juwelier, und flüſterte etwas ſeinem Lehrjungen zu, welcher den Laden eilig verließ.

Nun wurde es dem Knaben doch etwas bänglich zu Muthe, die prüfenden Blicke wollten ihm gar nicht gefallen und er rief: „Gebt mir das Ding wieder, wenn Ihr nicht ſagen wollt, was es werth iſt.“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Ladenthüre und ein Polizeidiener trat mit dem Lehrjungen herein. Der Juwelier empfing ihn mit den Worten:

„Da iſt mir der rechte Vogel in's Garn gelaufen. Lest einmal hier; zugleich überreichte er demſelben ein friſches Zeitungsblatt und der Polizeidiener las:

„Man warnt vor dem Ankaufe eines in Diamanten gefaßten Kinderporträts.“ Darunter ſtand der Name des Eigenthümers.

„Alſo ein Dieb? hm! jung angefangen!“ ſagte der Polizeidiener und faßte den Knaben unſanft am Arme. Veit ſuchte ſich mit Heftigkeit los zu machen und rief: „Laßt mich! ich bin kein Dieb; meine Schweſter und ich haben das Ding da geſtern Abend gefunden, draußen bei der Feldkapelle von

Buchheim und ſie iſt dem Wagen nachgelaufen, in welchem die vornehme Dame ſitzt, die's verloren hat, und" —

„Und Du wollteſt es inzwiſchen verkaufen, he?" — ſagte der Juwelier.

Nun wurde es dem armen Knaben doch bange und er ſprach mit verwirrter Miene:

„Nein — Herr — ich wollte nur wiſſen, was es werth iſt; und ich hatte Langweile, das Grethel bleibt ſo lang aus, und" —

„Ausflüchte!" rief nun der Polizeidiener und packte Veit am Arme, um ihn zum feſten Gewahrſam und zur Unterſuchung zu führen. Der Knabe erhob jetzt flehend die Hände, wiederholte ſeine erſte Ausſage faſt athemlos und die Wahrheit mußte ſich in deſſen Geſicht abſpiegeln, denn die Frau des Juweliers machte den Vorſchlag, ſie zu erproben und Veit zur Gräfin Ahlfeld zu bringen; dort mußte dann auch Gretchen ſein und ſich Alles genau herausſtellen.

Veit war ſogleich bereit, ſeine Unſchuld darzuthun, der Polizeidiener nahm ihn zuſammt der gefundenen Koſtbarkeit in Verwahrung und ſie ſchritten ſelbander dem gräflichen Hauſe zu. O, wie bereute jetzt der Knabe, Gretchen nicht geglaubt, und der Verſuchung Raum gegeben zu haben! Wie oftmals hatte der Pfarrer in der Chriſtenlehre ermahnt, die Augen in Zaum zu halten! hätte er nur nicht mit Begierde im Herzen in den Juwelierladen geblickt! Wenn ihn jetzt der Rochus, der Schullehrer, der Ortsvorſtand oder gar der Pfarrer ſehen würde, dürfte er's dann wagen, je wieder nach Buchheim zurückzukehren? Gewiß hielte die Hieſelbäuerin ihn auch für den Uhrendieb. Wie ſchämte ſich Veit vor jedem Vorübergehenden; wie gern hätte er ſich in den Erdboden verkrochen. Der Weg erſchien dem

Knaben ewig lang und dann, als ſie durch's Portal traten, wäre er lieber trotz ſeiner wunden Füße noch weit, weit gegangen. Wenn nun Gretchen dem unrechten Wagen nachgelaufen und nicht im Hauſe wäre — was würde mit ihm geſchehen? da zitterten ſeine Knie und als man ihn durch die Flügelthüren führte, brach er zuſammen, während ein lauter Schrei ſein Ohr traf und Gretchen auf ihn zuſtürzte, indem ſie rief:

„Er iſt unſchuldig! die gnädige Frau kann es bezeugen! nein, er hat nicht geſtohlen! ich bin ja hergekommen —"

In dieſem Augenblicke rief die Kinderſtimme aus dem Schlafgemache:

„Gretchen! Gretchen!"

und ſogleich ſagte die Gräfin: „Ja, die Kinder ſind unſchuldig, Beide. Entlaſſen Sie den Knaben und empfangen Sie dieſe Belohnung für Ihren Dienſteifer."

Die vornehme Dame reichte dem Polizeidiener ein anſehnliches Geſchenk dar und betrachtete dann mit freudigem Blicke ihre Broche mit dem lieblichen Kindergeſicht. Der Polizeidiener hatte nicht ſobald das Haus verlaſſen, als der Graf zu der kleinen Gruppe trat. Jetzt fühlte der Knabe, daß er vor ſeinem Richter ſtand; er warf ſich auf die Knie und bekannte unter Thränen, in welche Verſuchung er ſich begeben hatte.

Das war ein langer, ernſter Blick, welcher aus des Grafen Augen auf Veit ruhte; aber in dieſem Momente rief es wieder aus dem Schlafgemache: „Gretchen!" und die Gräfin führte die beiden, verwaisten Kinder hinein. Die Kleine lächelte erſtaunt und ſagte: „Iſt das der Hanſel, Mama? weißt Du, die verirrten Kinder im Walde! o bitte, Mama, Papa, nehmt ſie auf!" —

Und ſo geſchah's. Gretchen wurde der kleinen Amanda Dienerin, Veit aber bekam eine allerliebſte Livree und hieß von nun an Hanſel.

Gegen Abend des nämlichen Tages fuhr die blaue Kutſche wieder zur Feldkapelle, neben der Gräfin ſaß Gretchen, auf dem Rücktritte aber ſtand Veit. Alle Drei beteten eine Weile in tiefe Andacht verſunken, denn wie viel Dank hatten ſie darzubringen! ging es ja doch auch dem Grafentöchterlein beſſer. Als ſie aufſtanden vom Kniebänklein, kam der ehrwürdige Pfarrer eben des Weges und Gretchen lief ihm freudig entgegen. Er hörte die Begebenheit der verlorenen und wiedergefundenen Broche mit vor Freude glänzenden Augen, welche ſich dankend zum Himmel richteten und dann ſagte er:

„Gretchen, das iſt Dein Meßnerlohn vom Jeſuskind und ſeiner Mutter, mein armer Zwölfer war zu wenig!“ — dann gab er dem Mädchen das beſte Zeugniß. Veit ſtand ſehr gedemüthigt daneben, aber der Pfarrer richtete mit dem Finger deſſen Kinn empor und ſagte ermunternd: „Wer ſo eine brave Schweſter hat, beſitzt ein gutes Vorbild; gelt Veit? — Folg nur dem Herrn Grafen auf's Wort und vergiß vor Allem den lieben Gott nicht, dann wird gewiß etwas Rechtes aus Dir. Die Muttergottes hat Euch Beide ja offenbar als Pflegekinder angenommen.“ Nun übernahm der gute Pfarrer noch die Aufträge an den Rochus und die Hieſelbäuerin, dann fuhr die Gräfin mit ihren beiden Schützlingen wieder der Stadt zu.

Nach zwei Wochen war das kleine Grafenkind vollkommen geneſen und ſah wieder ſo blühend aus wie das gemalte Engelsgeſicht. Zur Feier der Wiedergeneſung fuhr die Mama mit ihrem Töchterlein zur Feldkapelle, wo ſie

mit ſo ſchmerzbeklommener Seele für ihren kleinen Liebling gebetet hatte. Gretchen ſaß im niedlichen Anzuge eines Kindermädchens auf dem Rückſitze und Veit, als Bedienter gekleidet, neben dem Kutſcher. Nach verrichteter Andacht rollte die blaue Kutſche auch in's Dorf und hielt vor dem Hauſe des Hieſelbauern. Das gab ein Aufſehen, eine Freude und Ehre! Die Gräfin lächelte freundlich beim Ausſteigen, bot der Hieſelbäuerin die feine Hand und ſagte:

„Ich muß mich bei Euch ſelber bedanken, Hieſelbäuerin, daß Ihr mir ein ſo fleißiges, reinliches und geſchicktes Dienſtmädchen erzogen habt.“

Nun brachte die Bäuerin den Mund vor glückſeligem Schmunzeln nicht mehr zuſammen; ſie wollte aber auch für die Ehre dankbar ſein und vielleicht mit ihren hohen Gäſten bei den Nachbarn ein wenig Staat machen; kurz geſagt: die Gräfin und das Töchterlein mußten einen Nachmittags-Imbiß aus Butter, Honig und Milch in der Gartenlaube, deren vordere Seite aber gegen die Gaſſe zu offen war, einnehmen. —

Solche ſüße Butter gab es freilich in der Stadt ſelten, ſie war zufälliger Weiſe erſt vor einer Stunde ausgerührt worden. Staſi erſchien im Feſtgewand und auch der Bauer hatte ſich herausputzen müſſen. Die große Reinlichkeit, ſo weit nur das Auge reichte, vermehrte den Appetit der vornehmen Gäſte und die Gräfin ſprach den Wunſch aus, künftig Butter und Schmalz vom Hieſelhof zu beziehen. Das war auf's Neue eine große Ehre und dies Alles verdankte man der Grethel! Als aber die Gräfin nun gar aus ihrer Taſche ein Paket zog, aus deſſen Verhüllung eine ſilberne Cylinderuhr herauskam, ſchlug die Bäuerin im Uebermaß der Freude die Hände zuſammen, denn ſie merkte gleich, was es zu be-

deuten habe. Die Gräfin wandte ſich nemlich an den Bauern und ſagte:

„Wie mir das Grethel erzählte, ſeid Ihr durch Diebſtahl um Eure Uhr gekommen, weil ſie unvorſichtiger Weiſe in ihrer Gutherzigkeit den fremden Mann allein in der Stube ließ. Aber ohne dieſen Vorfall hätte ich mein braves Dienſtmädchen nicht und ſo will ich gerne den Schaden erſetzen. Denkt dabei freundlich an das arme Gretchen.“

Nun war's aber Zeit zur Heimkehr; als der Wagen dahin fuhr, ſandte die Hieſelbäuerin ihm Segenswünſche nach.

Die Feldkapelle blieb für immer bei der gräflichen Familie und dem verwaisten Kinderpaare in hohen Ehren. Oftmals fuhren ſie mit einem Blumenſchmucke heraus und immer fühlten ſie auch im Herzen, — „es wäre noch nie erlebt worden, daß Jemand, der ſeine Zuflucht zur Muttergottes mit ihrem Kinde genommen, unerhört geblieben ſei.“

In der Schule.

Der Lehrerin

nach dem ersten Schuljahre.

Erkennst Du heut' noch Deine Kinder?
Sie kommen All' im Festgewand,
Das Eine mehr, das Eine minder
Mit Blumensträußen in der Hand.
Nicht im Kalender steht geschrieben
Der Tag in rother Feierpracht,
Es hat ihn unser warmes Lieben
Allein zum Kinderfest gemacht.

Ja, laß Dir heut' von Herzen sagen
Wie dankbar wir für Alles sind,
Was in der Jugend frohen Tagen
Du hast erwiesen jedem Kind;
Wie gern wir in die Schule gehen,
Weil Du so lieb und freundlich bist,
Und daß wir voller Freude sehen
Noch auf des Lernens lange Frist.

Wir konnten nur die Finger zählen,
Als wir getreten in die Lehr',
Nun magst Du alle Zahlen wählen
Wir rechnen sie mit Eile her;
Die Summe wir zusammenbringen,
Es muß die Probe richtig sein,
Und sollt es Einer nicht gelingen,
So rufen Alle gleich darein.

Im Buche kannten wir kein Zeichen,
Nun geht das Leſen fertig ſchon,
Du magſt uns Dies und Jenes reichen,
Wir wiſſen auch den Sinn davon.
Ob Eine Silbe oder viele,
Wir bringen jeden Satz heraus,
Es wird das Leſen uns zum Spiele,
Wir laſſen nicht ein Wörtchen aus.

Kaum konnten wir den Griffel leiten,
Ein Kritzeln war die ganze Sach',
Nun ſchreiben wir die vollen Seiten
Und machen Deine Zeichen nach.
Nur Eines will uns noch paſſiren,
O beſte Lehrerin, verzeih!
Wir thun bisweilen Tinte ſchmieren
Und machen manche Sudelei.

O, nimm dafür den Dank der Kleinen
In dieſer ganzen, großen Schaar!
Und auch die Eltern ſich vereinen
Zu bringen ihn voll Freude dar.
Wir wollen falten unſre Hände
Und beten voller Innigkeit,
Daß Gott Dir ſeine Gnadenſpende
Verleih in dieſer Erdenzeit.

Das ſchönſte Glück und Wohlergehen
Begleite Dich an jedem Tag;
Kein Unglück möge Dir geſchehen,
Kein Schmerz Dich je bedrücken mag;
Geſundheit färbe Deine Wangen,
Die Freude ſei des Auges Strahl,
Und iſt der heut'ge Tag vergangen,
So kehr zurück er viele Mal.

O, glaub es Deinen Kindern allen,
Sie möchten Dir nach gutem Brauch
Erleichtern dieſes Erdenwallen
Durch brave, reine Sitten auch,
Verdruß und Sorge Dir erſparen,
Erfreuen Dich mit regem Fleiß,
Daß noch in ſpäten Lebensjahren
Ein Jedes Deine Lehren weiß.

Zum Schluſſe fleh ich noch: „Verzeihe
Der unbedachten Kinderſchuld,
Und habe mit der ganzen Reihe
Auch ferner Nachſicht und Geduld.
Wir wollen uns zuſammennehmen
Und ſchließen einen feſten Bund,
Du brauchſt Dich unſer nicht zu ſchämen,
Wir zeigen's in der Prüfungsſtund.

Wir wollen auf Dein Auge ſehen
Und lauſchen voller Emſigkeit,
Daß uns kein Wörtlein kann entgehen
Zur guten Antwort ſchnell bereit;
Wir wollen löſen alle Fragen
Mit lautem Wort und klugem Sinn,
Dann werden unſre Eltern ſagen:
„O, Dank, der guten Lehrerin!“ —

Dem Lehrer,

nach fünfundzwanzigjährigem Walten.

Mit ſtiller Freude grüßt die Kinderſchaar
Dich heut' an Deinem ſchönen Feſtesmorgen,
Und bringt Dir warmen Dank und Liebe dar
Für alle Deine Mühen, Deine Sorgen.
Doch gilt es nicht für dieſe Schaar allein,
Es ſtimmen viele Hundert Kinder ein,
Sie haben Alle Deine Lieb' erfahren
In fünf und zwanzig langen Erdenjahren.

Ja, fünf und zwanzig Jahre ſind es heut,
Daß Deine Hand gepflegt der Schule Garten,
Den guten Samen emſig ausgeſtreut
Auf weichem Boden und auf manchem harten,
Daß manches friſche Knösplein aufgeblüht
Im Kindesgeiſt, in Seele und Gemüth
Und ſich entfaltet hat bei Deinen Lehren
Zu unſerm Nutzen und zu Deinen Ehren.

Es iſt Dir oft geworden bang und heiß
Bei allen dieſen ſchweren Lebensplagen,
Von Deiner Stirne floß der Mühe Schweiß,
Doch haſt Du Alles väterlich ertragen;
Auf's Neue ſtets mit liebender Geduld
Verziehen jede Schwäche, jede Schuld,
Bis endlich unter Mühen, Sorgen, Bangen
Der Lehren Saat im Geiſte aufgegangen.

O, ſtünde doch die Schaar der Kinder hier
Herangewachſen nun im Lauf der Zeiten!
Als ihre kleinen Boten kommen wir
Ein Feſt des warmen Dankes zu bereiten.

In Aller Namen treten wir heran
Zu preiſen, was Du Gutes haſt gethan,
Vom ew'gen Himmelslohn ein ſinnig Zeichen
In dieſer Feſtesſtunde Dir zu reichen.

Nimm dieſen kleinen Kranz bedeutungsvoll,
Von fünf und zwanzig Blümlein angereihet,
Denn jedes Dir ein Jahr bedeuten ſoll
Für unſer Wohl in Deinem Amt geweihet;
Aus jedem Jahr erblüh' am Himmelsthor
Ein ſolches Blümlein auch für Dich hervor
Und werde einſtens Dir zum ew'gen Lohne
Verſchlungen auch in Deiner Himmelskrone.

Und wie das blaue Band den Kranz umſchlingt,
Geloben wir des Dankes Kindestreue,
Ein jedes Herz Dir ſeine Wünſche bringt,
Daß ſich der Kranz vermehre ſtets auf's Neue;
Daß Gott Dir ſchenke manches Lebensjahr
In Mitte Deiner treuen Kinderſchaar,
Und daß zum Segen dieſer Ortsgemeine
Du wirkeſt lang im liebenden Vereine.

Der Lehrerin

zum Namenstage.

Am frühen Morgen treten wir
Mit einem frohen Herzensſchlage
Und frommen Wünſchen nun zu Dir
An Deinem lieben Namenstage,

Zu Dir, der guten Lehrerin,
Der alles Wiſſen wir verdanken,
Bei deren liebevollem Sinn
Uns wurden lieb der Schule Schranken.

Du haſt uns Alles leicht gemacht
Und ſtufenweiſe uns geführet,
Du warſt auf Alles wohlbedacht
Was einem jungen Geiſt gebühret,
Du haſt gepfleget auch das Herz
Zum Guten freundlich uns geleitet,
Und manche Wonne, manchen Scherz
Der frohen Jugendſchaar bereitet.

Du weißt es wohl, wir ſind zu klein
Um andern Dank und Lohn zu geben,
Als alle zehen Fingerlein
Gar eng gefaltet aufzuheben.
Der liebe Gott iſt reich und gut
Und wird gewiß den ſchwachen Händen,
Wie gnädig er den ſtarken thut
Gewähren auch des Himmels Spenden.

Was immer Dich erfreuen mag,
Zu Deinem Glücke frommt hienieden,
Das werde Dir an jedem Tag
Von Gottes Vaterhuld beſchieden;
Ein Engel geh' an Deiner Seit',
Beſchirme Dich vor jedem Kummer,
Er ſchütze Dich vor jedem Streit
Und webe Luſt in Deinen Schlummer.

Abſchied vom Lehrer

nach vollendeter Schulzeit.

Verfloſſen iſt ſo manches frohe Jahr
Seit jener Stunde, wo wir voller Bangen,
Weil unbekannt uns noch die Schule war,
Zu Dir zum erſtenmale ſind gegangen;
Du aber nahmſt uns auf mit heiterm Wort,
Du boteſt uns zum Gruße Deine Hände,
Doch heute ſcheiden wir und ziehen fort,
So nimm des Herzens warme Dankesſpende.

Wir denken Alle jener frühen Zeit,
Wo ſtaunend wir das Büchlein aufgeſchlagen,
Wo dieſe ſchwarzen Zeichen enggereiht
Uns gaben viel zu ſinnen und zu fragen,
Bis wir ſie kennen lernten ohne Plag'
Und leſen konnten all die ſchönen Sachen,
Die froh erheitern manchen Feiertag,
Den Geiſt belehren und verſtändig machen.

Wie ungeſchickt war noch die kleine Hand,
Vermochte kaum den Griffel feſt zu halten;
Du wieſeſt ihr der Zeilen engen Rand
Und lehrteſt ſie, die Zeichen zu geſtalten,
In gleicher Lage, keines krumm und ſchief,
In ſchöner Form, das Auge dran zu weiden,
Zu ſchreiben eine Rechnung, einen Brief,
Wie heute dieſen Vers bei unſerm Scheiden.

Gar Vieles haſt Du freundlich uns gelehrt
Was nöthig iſt, zu können und zu wiſſen,
Die Fehler ſanft beſtrafet und gewehrt,
Geſprochen wie der Vater zum Gewiſſen,

Ermuntert eines Jeden Müh und Fleiß
Nach ſeinem Ehrenziele feſt zu ringen,
Und ward Dir auch die Stirne glühend heiß,
Du ſäumteſt nicht, das Opfer zu vollbringen.

Vergnügen ward dem Lernen beigeſellt,
Wir kannten nicht der Stunden Langeweile,
Sie flogen hin, von Zürnen unvergällt,
Als hätten ſie die größte Sturmeseile.
Die kleinen Kinder wuchſen nun heran,
Sind groß geworden unter Deinen Augen,
Und ſollen für die ferne Lebensbahn
Durch Deine Vorbereitung wacker taugen.

Dies wollen wir! und eh' wir ſcheiden nun
Geloben All' zu Deiner Luſt und Ehr
Mit bravem Sinn das Rechte ſtets zu thun,
Gehorſam Deinem Worte, Deiner Lehre;
Und wie man bauet auf des Grundes Stein,
Bis ſich das Haus erhebt in voller Stärke,
Soll Deine Lehre Grund und Boden ſein
Auf dem wir bauen unſre guten Werke.

Dies ſei der beſte Dank, der ſchönſte Lohn,
Für alle Deine Sorgen, Deine Mühen;
Es möge Dir ein Himmelskranz davon
Nach dieſem Erdenleben auferblühen.
Wir aber wollen noch in ſpäter Zeit
Des beſten Lehrers immerdar gedenken;
Doch möchteſt Du in Herzensfreundlichkeit
Dagegen uns auch Deine Liebe ſchenken! —

Zum Namenstage

des Religionslehrers.

In dichten Reihen ſteht die Kinderſchaar,
Im Feſtgewand ſind Alle heut erſchienen,
Es ruht auf Dir ein jedes Augenpaar
Und roſig ſtrahlt ſie Freude aus den Mienen,
Ein feierliches Schweigen waltet hier,
In Aller Namen tret ich aus dem Kreiſe
Und nahe mich am Feſtesmorgen Dir,
O, nimm uns auf in Deiner lieben Weiſe!

Gott ſegne Dich mit jedem Lebensgut,
Er laſſe Deine Werke wohlgelingen,
Verleih Dir heitern Sinn und friſchen Muth
Und Freudigkeit, das Höchſte zu vollbringen;
Und wenn Du hebſt im lieben Gotteshaus
Zum frommen Prieſterſegen Deine Hände,
So ſtröme über Deinem Haupte aus
Des Himmels allerreichſte Segensſpende.

Aus dieſer Segensfülle fließet zu
Ein reicher Theil der kleinen Lämmerheerde;
Als guter, treuer Hirte wandelſt Du
Von Gott geſandt auf ſeiner ſchönen Erde.
In dieſer Schule grünem Weideland,
Auf dieſer geiſt'gen Triſt iſt Deine Stelle
Du aber leiteſt an der Kirche Band
Uns Alle liebend hin zur Gnadenquelle.

Geöffnet ſind die kleinen Herzen ſchon
Für Deine Worte, Deine milden Lehren,
Verlangend auch, den lieben Gottesſohn
In Brodgeſtalt anbetend zu verehren;

Bereite uns zum erſten Abendmahl
Um würdig dieſem hehren Tiſch zu nahen,
Bereite uns, den ſiebenfachen Strahl
Des Geiſtes aus der Höhe zu empfahen.

Gelobend ſprech ich heut in Aller Mund:
Du ſollſt an unſerm Eifer Dich erfreuen,
Wir ſchließen Alle einen feſten Bund,
Bei Deiner Lehre ſtets ihn zu erneuen;
Und ſollte Eines dennoch irre geh'n,
So zieh das Lämmlein freundlich aus dem Dorne,
Erhöre dann ſein banges, heißes Flehen
Zu leiten es zum hellen Gnadenborne.

Was wir gewünſcht an dieſem Feſtestag,
Geſprochen heut' im ernſtlichen Geloben,
Das pochet nach der warme Herzensſchlag
Und trägt es betend immerdar nach Oben.
Der liebe Heiland iſt den Kindern hold,
Er wird gewähren unſre warme Bitte,
Und ſchenken Dir als echten Hirtenſold
Den Segen auch für jeden Deiner Schritte.

Abſchied

vom Religionslehrer.

Die Freude glänzte ſtets in unſern Mienen
Und kindesfröhlich war des Mundes Laut,
Wenn Alle wir vereint bei Dir erſchienen
Und Deine Blicke mild auf uns geſchaut;

Doch heute unſre Herzen traurig ſchlagen,
Nur zaudernd öffnet ſich das Lippenpaar,
Es gilt ein ſchmerzlich Lebewohl zu ſagen,
Du ſcheideſt ja von dieſer Kinderſchaar.

Geſegnet war in dieſem jungen Kreiſe
Dein Walten und Dein Lehren hundertfach;
Du hatteſt eine ſanfte milde Weiſe,
Bei jedem Worte, das die Lippe ſprach.
Nach Jeſu Bild beriefeſt Du die Kinder
Und theilteſt ihnen ſeinen Segen aus,
Du pflegteſt und Du liebteſt ſie nicht minder,
Zog auch die Hand aus Dornen ſie heraus.

Du haſt in unſrer Mitte oft geweilet
Bei manchem Scherz und auch bei manchem Spiel,
Du haſt die ſelge Kinderluſt getheilet
Und ſie gelenkt zum freudevollſten Ziel,
Du haſt getrocknet manche klare Zähre
Wie nur ein liebevoller Vater thut,
Dein edles Beiſpiel diente uns als Lehre
Und bleibt uns immerdar ein theures Gut.

Ein ſtarkes Band verknüpft für alle Zeiten
Dich mit dem lieben kleinen Orte hier;
Die wärmſten Segenswünſche Dich begleiten
Es folgt die Liebe aller Herzen Dir.
O, möge Gott zur Heimath Dir geſtalten
Den neuen, fremden Ort in kurzer Friſt!
Den Segenseinzug ſelber mit Dir halten,
Daß Du beglückt in tiefſter Seele biſt!

Zum Namenstage
des Geiſtlichen.

(Franz Seraphikus.)

(Von mehreren Kindern, welche Blumenkränze bringen, abwechſelnd zu ſprechen.)

I.

Sei begrüßt vom Kinderkreiſe
Mit des Feſtes heitrem Gruß,
Gleich der Vöglein trauter Weiſe
Grüßend Franz Seraphikus.
Ganz vertraulich, unerſchrocken
Treten Alle wir heran,
Denn Du weißt uns auch zu locken,
Keinem kommt das Bangen an.

II.

Heiter Deine Blicke ſchauen
Auf die braven Kinderlein
Und es ziehet das Vertrauen
Allen gleich in's Herz hinein.
Deine Sorgfalt, Deine Güte,
Gibt uns täglich frohen Muth,
Jedes fühlet im Gemüthe
Daß Du biſt uns herzlich gut.

III.

Und ſo kömmt zu dieſem Feſte
Auch der ganze Kinderſchwarm,
Angethan aufs Allerbeſte
Blumenkränz' an jedem Arm;
Als der Freude holdes Zeichen,
Als des Wunſches Angebind,
Laß Dir alle Kränze reichen
Keine Dörnlein drunter ſind.

IV.

Iſt ein Blümchen hingeſchieden
Sproßt ein andres gleich hervor,
Und ſo mög auch Dir hinieden
Blühen ſtets ein geiſtger Flor.
Eine Luſt an jedem Tage,
Sei ſie prächtig oder klein,
Möge zwiſchen Sorg und Plage
Dir ein Himmelsblümchen ſein.

V.

Auch der Herbſt hat manche Blüthe,
Weihnachtsröschen ſproßt im Schnee,
Gleiche Art ſei Dein Gemüthe
Ob der Sturm des Alters weh'. —
Auf der warmen Flur des Herzens
Blühe ſtets die fromme Luſt,
Und das Blümlein heitern Scherzens
Sproſſe ſtets aus Deiner Bruſt.

VI.

Unſre Blumenſprache weiſet
Aber noch auf Eines hin:
Jedes Kind ein Blümlein heißet,
Alſo nimm die Kinder hin. —
Aus dem Kelche dieſer Seelen
Duftet innig Dank und Lieb,
Alle Dich zum Gärtner wählen,
Um zu pflegen jeden Trieb.

VII.

Mit den Blumen ſchmückt man gerne
Jeder Kirche Hochaltar,
Und wir bleiben auch nicht ferne,
Ihn umringt die ganze Schaar.

Blümelein zu Gottes Ehre,
Einen wir uns dort zum Kranz,
Deine milde, fromme Lehre
Gibt uns erſt den rechten Glanz.

VIII.

Unſers Gotteshauſes Stätte
Sei Dein Portiunkula,
Und im brünſtigen Gebete
Franz Seraphikus Dir nah:
Daß er trag' in unſerm Namen
Dieſen Wunſch zu Gottes Thron,
Flehend um ein „Ja und Amen"
Heut am Feſtesmorgen ſchon.

An die Lehrerin,

beim Schluſſe des Schuljahres.

Vorüber iſt ein Jahr aus unſerm Leben,
Wir feiern heute ſeinen ernſten Schluß;
Doch eh' ſich unſre Herzen froh erheben
Bewegt ſie traurig noch ein Scheidegruß.
Wir müſſen Dir die Hand zum Abſchied geben,
Ein Lebewohl der Mund Dir ſagen muß,
Erinnerung an alle Deine Güte
Erfüllet unſer kindliches Gemüthe.

Zum letzten Mal' ſtehſt Du in unſerm Kreiſe,
Dein Auge ruhet freundlich auf der Schaar,
Für die Dein Herz in mütterlicher Weiſe
So warm beſorgt in jeder Stunde war.

Wir aber bringen Dir zu Deinem Preiſe
Den Zoll des Dankes voller Liebe dar,
Vereinend uns in dieſer Scheideſtunde
Mit Dir zu einem ewigen treuen Bunde.

Wir denken Deiner Mühen, Deiner Plagen,
Der Nachſicht und der freundlichen Geduld;
Wir denken Deiner Lehren, Deiner Fragen
Und Deiner Milde bei der Kinderſchuld;
Da überkömmt das Herz ein banges Zagen,
Ob uns verbleibe Deine Lieb' und Huld?
Ein jedes Auge fleht zu Deinem Herzen,
Du mögſt verzeihen gütig alle Schmerzen.

Ja, Du verzeihſt, was Jugendſinn gefehlet,
Kein böſer, harter Wille war dabei;
Die Reue hat uns immerdar beſeelet,
Und immer kam die Liebe an die Reih.
So manche Thräne hat es Dir erzählet,
Daß weich geworden unſre Seele ſei,
Und Deine Blicke haben gleich der Sonne
Sie aufgetrocknet bald zu neuer Wonne.

O, glaub es nur, Dein Mühen und Dein Pflegen,
Dein Lehren und Dein mütterlicher Rath,
Iſt unter Gottes reichem Gnadenſegen
In unſerm Herzen eine gute Saat,
Sie gehet auf in ſpätern Lebenswegen
Und trägt die Früchte einer guten That,
Doch Deine Augen werden ſich von Neuem
An jedem Trieb erlaben und erfreuen.

Der Blumenkranz ſei Dir ein ſinnig Zeichen,
Nimm freundlich ihn aus unſrer Kinderhand!
Wir wollen Alle dieſen Blüthen gleichen,
Umſchlungen von der Treue blauem Band.

Doch Engel mögen Dir zum Lohne reichen
Den ſchönſten einſt im ew'gen Vaterland;
Dies flehen liebend Deine Kinderſchaaren,
Die Alle Du gepflegt ſeit vielen Jahren.

Dem Lehrer,

welcher in den Ruheſtand tritt.

Als Boten einer inhaltsreichen Kunde,
Im Namen einer weiten Kinderſchaar,
Erſcheinen wir in dieſer Feierſtunde
Mit einem Kranze für Dein graues Haar;
Schon vierzigmal vollbrachte ſeine Runde
Im Dienſt der Schule nun Dein Lebensjahr,
Gewidmet einzig nur dem Kinderkreiſe
In treuer und in liebevoller Weiſe.

Wer zählet und wer nennet all die Kleinen
Geführt herbei von ihrer Mutter Hand?
Die fremden Kinder wurden bald die Deinen,
Der Liebe Hauch ein Jegliches empfand.
Zum frohen Lächeln kehrte ſich das Weinen,
Vergeſſen ward des Spieles leichter Tand,
Der junge Geiſt erhob die zarten Schwingen,
Du aber halfſt ihm ſeinen Flug vollbringen.

Doch nicht geſah es ohne Müh und Sorgen,
Sie haben oft die Stirne Dir bethaut;
Dein Werk begann auf's Neu an jedem Morgen,
Und müde hat der Abend Dich geſchaut.

Du aber haſt im Glaubensmuth geborgen
Auf Gottes Hilfe felſenfeſt gebaut,
Nun aber glänzt die Frucht der vierzig Jahre
Als Reichthum auch am himmliſchen Altare.

Und Deine Ruheſtunde hat geſchlagen,
Es zieht der ſtille Abendſchein heran,
Du kannſt aus tiefſtem Herzensgrunde ſagen:
„Ich hab das Meine redlich nun gethan.“ —
Vorüber iſt das Mühen und Entſagen,
Doch Kindesliebe ſchmücket Deine Bahn
Und wird das traute Stüblein Dir erhellen,
Zu Deiner Feierſtunde ſich geſellen.

Und viele Hände ſich nach Oben falten,
Sie flehen Alle voller Innigkeit,
Es möge Gott Dich lange noch erhalten,
Im ſtillen Frieden Deiner Ruhezeit;
Ein gold'ner Abend möge Dich umwalten.
Mit Freudenſternlein innig angereiht,
Und Gottes Engel mögen Dich bewahren
Nach dieſen vierzig treu verlebten Jahren.

Vor der Prüfung.

Seid uns willkommen, liebe Gäſte nun,
Ihr theuren Eltern in der Feſtesſtunde!
Erwartungsvoll die Augen auf uns ruh'n,
Des Lernens Jahr beſchließet ſeine Runde.
O möchtet Ihr in dieſer ernſten Zeit,
Die geiſt'ge Aernte ſegensvoll erkennen,
Voll Liebe, Freude und Zufriedenheit
Uns Eure guten, fleiß'gen Kinder nennen!

Doch flehen wir um Nachsicht und Geduld,
Denn Alle sind wir noch so jung an Jahren;
Drum dürft Ihr nicht die liebevolle Huld
Und nicht die Hoffnung auf Gedeihen sparen;
Es braucht das Bäumchen auch die lange Frist,
Bis seine Zweige kräftig sich entfalten,
Mit Früchten jeder reich gesegnet ist,
Ihr sollt uns auch für solche Bäumchen halten.

Denn Blüthen, keine Früchte tragen wir,
Nur ihnen gleicht das schwache Kinderwissen,
Doch später wächst die Frucht aus solcher Zier
Und dessen sind wir Alle treu beflissen.
Als wie im Lenze jede Menschenbrust
Die Hoffnung nährt, wenn sich die Blüthen regen,
So mögt Ihr auch mit Zuversicht und Lust
Der Prüfung schauen liebevoll entgegen.

Das gibt uns Muth; denn pochend zagt das Herz,
Uns Alle überkommt ein leises Bangen;
Drum sei mit einem Blicke himmelwärts
Um Gottes treue Hilfe angefangen.
Ihr aber, liebe Engel, sagt uns ein,
Und mahnt uns an die oft gehörten Lehren,
Daß unsre Eltern können fröhlich sein
Und wir der Freunde Beifall nicht entbehren.

Nach der Prüfung.

Vorüber ist die schöne Prüfungsfeier,
Der wir entgegen sahen freudig-bang,
Und alle jungen Herzen athmen freier
Bei dieses Stundenschlages Feierklang.

Die Preiſe winken uns im ſchönſten Prangen,
Und manches Auge ſtrahlt in Hoffnungsſchein,
Doch ehe wir den ſüßen Lohn empfangen
Soll Euch der Kindesdank gewidmet ſein.

Wir danken unſerm lieben Elternpaare,
Für jedes Opfer, unſerm Glück geweiht,
Bereichern konnten wir in dieſem Jahre
Das nöth'ge Wiſſen für die Lebenszeit.
Wir danken Allen, die mit ſanften Lehren
In Geiſt und Herz geſtreut die gute Saat,
O, möchte ſproſſen ſie zu vollen Aehren
Aus welchen golden reift die fromme That.

Und Dank dem Prieſter, der uns hat verkündet,
Das heilig-fromme Wort aus Jeſu Mund,
Der unſre Liebe hat für Gott entzündet
Und eingeführt zum ew'gen Gnadenbund;
Der uns gezeigt in zarter, früher Jugend,
Daß nur ein kindlich frommer Glaubensſinn,
Daß nur allein der ſchmale Weg der Tugend
Dem Leben bringet Segen und Gewinn! —

Abſchied der Mädchen von der Lehrerin

nach vollendeter Schulzeit.

Der Jahre fünf ſind hingeſchwunden
Seit wir getreten bei Dir ein,
Jetzt nahen ſich die letzten Stunden
Es muß von Dir geſchieden ſein.

Im Auge glänzte manche Zähre
Voll Kinderfurcht beim erſten Mal
Nun aber ſtrömt zu Deiner Ehre
Beim Scheiden reich der Thränen Zahl.

O, laß Dir voller Liebe ſagen
Was jedes junge Herz bewegt,'
Und was in dieſen letzten Tagen
Die Seele Dir entgegen trägt;
Mit welchen Fäden wir bereiten
Ein dauerhaftes Liebesband,
Und was für alle fernen Zeiten
Wir treu geloben Hand in Hand. —

Noch ſchwache Kinderlein wir waren
Bei Deinem erſten Liebesgruß,
Von ſelber wuchſen dann in Jahren
Der kleine Leib, die Hand, der Fuß.
Doch nicht von ſelber ging im Geiſte
Die Sonne des Erkennens auf,
Du haſt gethan das Allermeiſte
Und ſegnend blickte Gott darauf. —

Du lehrteſt kennen uns die Zeichen
Vom ganzen, lieben Alphabet,
Man ſoll uns tauſend Bücher reichen,
Wir leſen, was darinnen ſteht.
Doch auch der Sinn ward uns erſchloſſen
Geleitet auf des Denkens Bahn;
Wie gütig und wie unverdroſſen
Haſt Du dies ſchwerſte Werk gethan. —

Für unſer ganzes, ganzes Leben
Iſt dieſes gar ein reiches Gut,
Wir danken, daß Du uns gegeben
Was ſtill in allen Büchern ruht;

Den Bienen gleich wir Honig ziehen
Aus dieſer geiſt'gen Blüthenflur,
Doch alles Gift wir ſorglich fliehen, —
Dies gelte heut als heilger Schwur. —

Du haſt von Eins bis Neun die Zahlen,
Die Null dazu uns auch gelehrt,
Doch nicht die Zeichen nur zu malen
Du lehrteſt kennen uns den Werth,
Zu rechnen auf verſchiedne Weiſe,
Fürwahr, ein nützlich, gutes Ding,
Wir danken es nur Deinem Fleiße,
Der unſre blieb gar oft gering! —

Wir wollen dieſe Kunſt verwenden
Mit weiſem Sinn und kluger Art,
Berechnen ſtets, und nichts verſchwenden
Daß mancher Gulden wird geſpart,
Daß für die Armen und die Kranken
Ein Schärflein noch zu ſpenden ſei;
Dies möge Dir am Beſten danken,
Es iſt Dein Gotteslohn dabei. —

Du lehrteſt ſchreiben Deine Kinder
Auf ſchwarze Tafeln mit dem Stift,
Doch mit dem Federkiel nicht minder
In ſchöner, reiner Tintenſchrift;
Du lehrteſt uns die Regeln alle
Wie heut zu Tag es iſt der Brauch,
Getreulich nach der Silben Schalle
Doch nach dem Stamm des Wortes auch.

O, welch ein ſüßer Troſt beim Scheiden,
Zu ſchreiben aus der Ferne dann,
In einen langen Brief zu kleiden
Was nicht die Lippe ſprechen kann!

Und weil wir ſolches Dir verdanken,
Nimm dieſe Schrift als Zeichen hin,
Daß immer lebet in Gedanken
Was heut geſchrieben ſteht darin. —

Wie könnt' ich Alles nennen, ſagen,
Was uns gelehret hat Dein Wort!
Und was wir ſtill im Geiſte tragen
Auf daß es wachſe fort und fort.
O, möcht es gleich den Roſen blühen
Erkenntnißreich mit jedem Jahr;
Als Ehrenſold für Deine Mühen
Reich ich den Strauß der Roſen dar! —

Zum Schluſſe bring ich eine Spende,
Es iſt der Unſchuld reines Bild,*)
Gepfleget haben Deine Hände
Sie ſegensvoll im Herzgefild.
Du ſtreuteſt betend aus den Saamen,
Der holden, zarten Sittſamkeit,
Du flochteſt d'rein Mariens Namen
Und haſt uns ihrem Schutz geweiht. —

O, möchte Sie der Unſchuld Blüthen
Verpflegen auch mit ihrer Hand,
Und liebevoll bewachen, hüten
Des Herzens kleines Gartenland,
Daß Alle wandeln wir durch's Leben
Den unbefleckten Blumen gleich
Und Deiner Schule Zeugniß geben
Auf Erden und im Himmelreich.

*) Ueberreicht eine Lilie.

Abſchied

vom Inſtitute.

Vergönnet mir aus warmem Herzensgrunde
Ein kurzes Wort voll Lieb und Dankbarkeit,
Gewidmet Allen in der Feierſtunde,
An einer Grenze unſrer Jugendzeit.
So Manche ſcheiden nun aus dieſem Kreiſe
Mit einem „Lebewohl" für immerdar;
Und fließt das Abſchiedsthränlein bang und leiſe,
So glänzt der Blick doch wieder freudenklar.

Zur theuren Heimath kehren wir zurücke, —
Wie fröhlich ſchlägt das jugendliche Herz!
Doch führt es über eine Scheidebrücke
Und in die Wonne miſchet ſich der Schmerz.
Wie können Beides ſinnig wir vereinen,
Die Lieb zur Heimath und zu dieſem Haus?
Der Frage Löſung will mir leicht erſcheinen,
Ich ſprech es hier vor allen Zeugen aus.

Dem Danke ſei gewidmet unſer Streben,
Er zeige ſich, wie Roſen an dem Strauch,
Wie reiſe Trauben an den jungen Reben,
Und gleich der ſüßen Frucht am Bäumchen auch.
Das wird der Eltern Liebesopfer krönen
Und war es noch ſo bitter und ſo ſchwer,
Es wird die traute Heimath uns verſchönen,
Daß Jedes ſegnet unſre Wiederkehr.

Es wird für dieſes Haus ein Sold der Ehren
Des warmen Dankes und der Liebe ſein,
Es wird der Schule geiſt'ge Macht bewähren
Und nicht den Fleiß der Jugend nur allein.

Wenn hochzufrieden alle Blicke ſchauen
Auf uns, die heimgekehrte Jugendſchaar,
Dann wächst der Eltern Liebe und Vertrauen
Zu dieſer Stätte auch mit jedem Jahr.

Mein Lebewohl ertönt aus Herzensgrunde,
Und was ich heute warm gelobend ſprach,
Das pochen alle Herzen in der Runde,
Das flüſtern freudig alle Lippen nach.
So lebet wohl! ein fröhlich Wiederſehen
Verleih uns Gottes milde Vaterhand,
Ob auch die Pfade aus einander gehen,
Sie führen all' zum ew'gen Vaterland.

Am St. Joſephs-Tage.

Dem Pfleger eines Waiſenhauſes.

So biſt Du endlich nun erſchienen
In Mitte dieſer Kinderſchaar!
O ſieh! es leuchten Aller Mienen
So liebend und ſo freudenklar;
Sie grüßen Dich auf Deinen Wegen,
Es ſtrecken ſich die Händchen aus,
Die Lippen flüſtern Dir entgegen:
„Willkommen ſei im Waiſenhaus!"

Willkommen ſei zu jeder Stunde,
Doch heut vor allem rufen wir,
Vereint im Dank und Liebesbunde
Ein „Hoch!" aus frohem Herzen Dir.

Du kannſt fürwahr ein „Joſeph“ heißen,
Erbarmend übſt Du ſeinen Brauch,
Beſchützteſt uns, die kleinen Waiſen,
Gleich einem treuen Vater auch. —

Drum hängen auch die kleinen Herzen
So dankend und ſo warm an Dir
Und feiern dieſen Tag im Märzen
Mit Beten und mit Wünſchen hier.
Dein Angedenken ſoll uns bleiben
Und immer unvergeſſen ſein,
Des Dankes zarte Blüthen treiben
Bei jedem neuen Frühlingsſchein.

O, höre noch die warme Bitte,
Sie ſtrahlt aus jedem Angeſicht:
„Erſcheine oft in unſrer Mitte!
Verlaß die Waiſenkinder nicht!“
Dann werden einſt vor Gottes Throne
An Deiner Seite Alle ſteh'n,
Und dort für Dich zum ew'gen Lohne
Um Segen und Vergeltung fleh'n! —

Der alte Schulmeiſter.

I.

Die Juliſonne ſandte ihre glühendſten Strahlen auf die Erde und der Himmel lächelte ſo klar dazwiſchen, wie ein fröhliches, blaues Menſchenauge. Obwohl die Blumen im Freien ſtanden und weder Hütlein noch Sonnenſchirm ſie bedeckten, ſchadete ihnen die Sonnenglut nicht im geringſten. Tag für Tag vermehrte ſich im Garten der Duft und die Farbenpracht, während die Blumen aus dem menſchlichen Geſchlechte — ich meine damit nämlich die Kinder — in der Schulſtube ihre Köpflein ſenkten und lieber gar den Tag zur Nacht gemacht hätten. Das verdroß den Lehrer, denn er war noch ein junger Mann, erſt ſeit letztem Herbſte im Schuldienſte und hätte gerne eine recht glänzende Prüfung abgehalten; doch was konnte man mit ſo ſchläfrigen Kindern machen. In mißmuthiger und recht ungeduldiger Stimmung näherte er ſich dem Fenſter, das auf den Garten hinaus ging und ſeine Blicke verweilten auf dem kleinen, alten Manne, ſeinem Schwiegervater, welcher zwiſchen den Blumen dahinwandelte, dort ein Roſenknöſplein aufband, hier ein geſenktes Blümchen erhob, das verwelkte Blatt pflückte und das Unkraut entfernte. Der alte Mann ſchüttelte auch bisweilen das Haupt; denn ſeit dem letzten Regen und dem nunmehrigen Sonnenſchein hatte das Un-

kraut ſtark überhand genommen, und ſein alter Rücken verwehrte ihm, ſaubere Arbeit zu machen. So ging es den beiden Männern, dem alten und dem jungen Schulmeiſter — faſt gleich: keiner war zufrieden mit ſeinen Pflegbefohlenen und wer dicht neben Beiden geſtanden wäre, hätte von Beiden einen ſchweren Seufzer vernommen.

Warum aber der Alte ſeufzte, iſt meinen Leſern gewiß nicht klar; es ging ihm ja ſo gut! ſeit letztem Herbſte lebte er gemüthlich im verdienten Ruheſtande, brauchte nicht mehr Schule zu halten, ſich nicht mehr zu ärgern über die trägen, unaufmerkſamen Kinder, mit Einem Worte: die gebratenen Tauben flogen ihm gleichſam in den Mund, und ſeine gute Alte ſorgte getreulich für ihn. Er bewohnte zwei hübſche Stuben im Schulhauſe und konnte das Gärtchen bebauen ganz nach ſeinem eignen Sinne. Nun muß es alſo mit dem erwähnten Seufzer ſchon eine beſondere Bewandtniß haben, oder er iſt am Ende gar ein unzufriedner, mürriſcher Alter? — Nein! wer ſo etwas behauptete, müßte dazwiſchen lachen, denn Herr Jakobus Jochum iſt leibhaftig davon das Gegentheil; ich will ihn meinen Leſern beſchreiben.

Seht vor Euch ein kleines, nettes Männchen, immer ſauber gekleidet und gebürſtet, faſt nach dem Zuſchnitte des Herrn Pfarrers, nur daß die dunkle Tuchfarbe in's Grüne, Braune oder Blaue ſpielt, während der Pfarrer nur kohlſchwarze Kleider trägt. Sein Geſicht iſt nicht von der Sonne gebräunt, ſondern weiß und roth, mit unendlich viel kleinen Fältchen durchzogen, aber in jeder ſitzt die Gutmüthigkeit, oder ein ihr verwandter, kleiner Seelengeiſt. Wenn ich nicht zu reſpektwidrig von meinem Alten rede, ſo möchte ich ſagen, er ſieht eigentlich aus wie ein Knabe, der ſich zum Scherz Falten in's Geſicht gemalt hat; dazwiſchen

merkt man aber überall die frische Jugendlichkeit. Ja, so ist's beim Schulmeister; er ist jung geblieben unter seinen Kindern, er hat sich in ihre Gedankenwelt hineingelebt, bis er nicht mehr heraus konnte; er hat ihre Freuden so lange getheilt, bis sie zu den seinigen wurden und der beständige Umgang mit ihnen hat ihm alle andere Menschenkenntniß geraubt. Ich will nicht sagen, daß es in der Schule keine traurigen Erfahrungen von Fehlern, Unarten und Schlingeleien gegeben; aber weil es eben kindliche Fehler waren, meinte er, so schlecht stehe es noch lange nicht in der Welt, und konnte nicht glauben, daß es schlimmere Dinge gebe, als bei seiner großen Kinderschaar vorkamen. Es war eine gänzlich einfaltsvolle Natur. Der Nachbar, Bonifazius Glötzle, sein Jugendfreund, konnte ihn jährlich dreißigmal, vom Ersten bis zum Letzten des Monats, in den April schicken, und was erst das Geld betraf, so meinte er gleich den Kindern, ein Gulden sei der unerschöpflichste Reichthum. Das Rechnen verstand er freilich aus dem Fundamente. Er schrieb seinen Schülern lange Contis auf die Tafel und die Probe mußte herauskommen. Ob aber die Fleischer, Schreiner, Schneider und Viktualienhändler mit dem Ansatze zufrieden gewesen wären, bezweifle ich stark, denn in der Weltkenntniß, im Umschwung der Verhältnisse stand er noch genau auf gleichem Flecke, wie vor vierzig Jahren. Doch was bedurfte er solcher Kenntnisse? Dafür war er nicht Schulmeister, sondern für's Lesen, Schreiben und Rechnen, einen Briefaufsatz, Rechtschreibung und ein wenig nützlichen Kenntnissen, die im Buche standen; für das Weitere konnte das Leben sorgen und seine ehemaligen Schüler darin unterrichten, was ihn aber selbst betraf, so hatte er seine fürsorgliche Alte. Nun ist klar, daß er nicht an Grämlich-

keit und ſchlimmen Launen litt, und dennoch ein Seufzer? — wie geht das zu? —

Es iſt nach dieſem langen Eingange bald geſagt: — Er hieß Jakob; auf den nächſten Tag fiel zu Einem verſchmolzen ſein Geburts- und Namenstag, und zwar der ſiebenzigſte. Bisher waren dies feſtliche, kinderſelige Tage geweſen; er war jederzeit mit den Gefühlen eines Gefeierten aufgewacht und wie anders ſollte es morgen ſein! — keine Blumenſträuße, Patſchhändchen, Gratulationsbriefe, kein Liedchen, von Allem nichts mehr! er hatte ja mit den Kindern auch nichts mehr zu thun. Daher kam der Seufzer.

Jetzt ſchlug es vom Kirchthurme vier Uhr und das alte Herz erſchrack. Die Kinder ſprangen die Schulhausſtufen herab und dieſe Mahnung an ſein verändertes Leben war für den Augenblick zu bitter. Er duckte ſich am Gartenverſchlage, um nicht zu ſehen und nicht geſehen zu werden. Wieder ſeufzte er, befühlte mit der Linken ſeine trockne, knöcherne Rechte, nicht mehr befeuchtet, von den weißen, warmen Kinderhändchen; dann ging er leiſe in das einſame Stübchen, ſetzte ſich an den Tiſch, ſtützte den alten Kopf mit Arm und Händen und als ſeine treue Ehehälfte herein trat, ſich ihm näherte und die Stütze befremdlich unter ſeinem Geſichte wegzog, waren die Finger des guten Alten ganz naß und auf der Tiſchplatte lagen große Tropfen.

Nun wiſſen wir, wie es mit dem einfaltsvollen, ſiebenzigjährigen Herzen ſteht und wollen uns weiter im Orte umſchauen. —

II.

In der nächſten Nähe dieſes ländlichen Oertchens befindet ſich ein Wald. Zur nämlichen Zeit, als die Kinder aus

der Schule liefen und der Schulmeiſter ſich am Gartenzaun verſteckte, ruhte in halbliegender Stellung am ſchattigen Rande eben dieſes Waldes der ſchon einmal genannte Bonifazius Glötzle, kurzweg Pfeifer- oder auch Geiger-Boni genannt. Als die Luft endlich den Glockenſchlag des neuen Stundenviertels vom Kirchthurm hinübertrug, beſchattete er ſeine Augen mit der Handfläche, um beſſer in die Ferne ſpähen zu können. Er mußte auch richtig etwas entdeckt haben, denn er ließ einen gellenden Pfiff ertönen und das Zeichen wurde dem ſchwachen Widerhalle gleich beantwortet. Bald konnte man ohne vorgehaltene Hand mehrere herbeiſpringende Knaben erblicken, und im Nachtrabe erſchienen eben ſo viele Mädchen, theils mit aufgehobenen Schürzen, theils mit Körbchen am Arme. Sie waren noch ein gutes Stück entfernt, während ſich die Buben bereits in allen erdenklichen Stellungen rings um den Pfeifer-Boni lagerten, oder ihre Ankunft mit jenem ländlichen Kunſtſtücke feierten, das man gewöhnlich ein Rad, oder einen Purzelbaum nennt. Boni jedoch legte nun ſeine Geige an die Schulter und ſpielte den herbeihüpfenden Mädchen zum Willkomm einen Ländler auf. —

Als nun die ganze Geſellſchaft in ſolch luſtiger Weiſe verſammelt war, überſchaute ſie der Pfeifer-Boni mit wohlgefälligem Schmunzeln, ſtrich den langen, grauen Schnauzbart und rief: „Fehlt Keines beim Verleſen?“ — „„Hier!““ — antworteten in allen Tonarten nun die Kinder und hüpften empor. Nein, es fehlte nicht Eines aus der Schulliſte; aller Standesunterſchied war völlig ausgeglichen: Aufſchlägers Max, der ſich beim Herrn Pfarrer bereits für die Lateinſchule vorbereitete, ſaß gemüthlich neben dem Weberſeppel, welcher deſſen geflickte, abgelegte Hoſe trug; die reiche

Krämerfranzl ſprach eifrig mit Nachtwächters Staſi, obwohl die Letztere erſt heute Mittag die Armenſuppe dort geholt hatte und Gärtners Roſina trug mit Tagwerkers Walburg einen großen Korb herbei; ſie Alle kamen ja als gleichmäßige Schuldner bei einer langen, langen Geduld- und Liebesrechnung.

Nun aber langte die Krämerfranzl ein Päcklein aus ihrer Taſche und rief: „Macht Platz! ich muß dem Boni was geben!“ dann ſchwänzelte ſie mit ſichtbarem Stolze durch die Kindergruppe und überrichte ihm von den Eltern ein Knaſterpäcklein zum Geſchenke. Der Boni wollte zum Danke ihr roſiges Mäulchen mit ſeinem borſtigen Schnurrbarte einreiben, aber ſie wand ſich unter dem Gelächter der Buben und Mädchen los und war eben daran, ein Schmollwinkelchen zu ſuchen, als Boni auf's Neue ſeine Geige ſtrich und Maxl die Erzürnte tanzend im Kreiſe herumdrehte.

Nach dieſer fröhlichen Eröffnung der Zuſammenkunft ſtopfte der Boni ſeinen Ulmerkopf, entzündete das Virginiſche Kraut, das vielleicht auch um Nürnberg herum gewachſen ſein mochte und qualmte mit einigen ſtarken Zügen nach Herzensluſt, während die Mädchen in geſchäftiger Eile ganze Körbe voller Blumen zu ſeinen Füßen ausſchütteten und verſchiedene Knäuel Spagat und Bindfaden dazu legten. Ein Paar der eifrigſten Buben bemächtigten ſich ſogleich des erſtern und hatten damit ein Viergeſpann gezäumt, das auf der Wieſe ſtampfte und wieherte und deſſen Beiſpiel die ſämmtliche Knabenſchaar zu einer Heerde luſtiger Füllen zu verwandeln drohte. Dort kreiſchten einige Mädchen voll Entrüſtung und hier befreite ſich ſcheltend ein Paar aus heimlich gezogener Schlinge. Alle Ordnung ſchien verloren, als der Boni den Ulmerkopf mit der Sack-

pfeife vertauſchte und mit einem gellenden Pfiff die Ausreißer zurückrief, während in ſeiner Nähe Jedes aufmerkſam in ſein Geſicht blickte. Dann erhob er ſeine derbe, hohe Geſtalt, welche rieſenhaft über die Schaar emporragte und ſprach:

„Aufgepaßt, ihr unnützen Schlingel und Mädeln! — Ich frag Euch: — ſoll's Ruh geben oder nicht? — he? — Wer jetzt noch an ſeinen eigenen Spaß denkt, der kann nach Haus marſchiren, oder an's andere Ende des Waldes gehen; wer's aber mit dem Schullehrer und dem Pfeiferboni hält, der komm' daher und ſtreck den Finger in die Höh!"

Sogleich drängte ſich ein dichter Knäuel um ihn und der Wald widertönte vom Gejauchze; dann fuhr der Boni in ſeiner Rede fort:

„Mir ſcheint's, Ihr habt vergeſſen, warum wir beiſammen ſind, Buben? und ich will's Euch deßhalb nochmal zu Gemüth führen. — Alſo morgen iſt Jakob. — Ihr braucht dabei nicht nur an die reifen Jakobi-Aepfel zu denken, außer wenn Ihr ſie Eurem alten Schulmeiſter zum Namenstag verehren wollt, denn Ihr wißt ſchon, er heißt Jakob und wird morgen auch noch ſiebenzig Jahre alt. Nun beſinnt Euch, Ihr Buben und Mädeln, iſt Eines unter Euch, dem er nicht gratulirt hätt' mit einem hübſchen Bildl zum Namenstag und hat er's nicht um Euch verdient, daß Ihr ihm auch einen freudigen Tag bereitet? Aber weiter im Text, wie der Pfarrer ſagt, und jetzt iſt mir's gerad, als ob ich auf der Kanzel ſtünde. Dankbarkeit, Dankbarkeit iſt mein Lehrſpruch, den ich Euch zu beherzigen geb'. Iſt Eines unter Euch, das ihm nicht Müh und Plag gemacht hätt'? — Wer hat ſich in der Schule mehr anſtrengen müſſen, Ihr, oder Er? — Wißt Ihr's noch, wie einfältig Ihr

am Rockzipfel der Mutter hängend in die Schul gekommen ſeid, und jetzt — potz Tauſend! iſt das eine Gelehrſamkeit, vor der ich, der Pfeiferboni, die Kapp' abzieh! Und wie leicht iſt das gegangen! wie unterhaltlich obendrein; es hat nur geheißen: „Augen und Ohren aufgemacht!“ während er ſich von Morgens bis Abends faſt die Lung' herausgeredt und ſich den Schweiß von der Stirn gewiſcht und ein Geduldsfädlein gedreht hat, ſo dick, wie das Glockenſeil. Und wer iſt am Ende des Jahres in der Schulprüfung gelobt worden, als die Kinder? vom Schulmeiſter hat man weiters kein Aufhebens gemacht.

Und jetzt — halt Eines meinen Blick aus, wer's mit gutem Gewiſſen kann. — Wer von Euch hat dem guten Alten keinen Verdruß gemacht? — Ja, ſchlagt nur die Augen nieder, aber macht ſie gleich wieder luſtig auf; er hat's längſt vergeben und vergeſſen! Er möcht' Euch lieber all mitſammen vergolden! Wenn Er einmal in den Himmel kommt — und wer weiß, ob's noch ſo gar lang anſteht — ſtreitet er am End noch mit St. Peter, daß Ihr bräver ſeid, als die Engelein. Ja, Kinder, ſo gern hat Euch das gute, ehrliche Herz, Euch und Eure Eltern, die meiſt ſelber bei ihm gelernt haben. Und dafür ſoll er morgen, weil er alt geworden iſt und nicht mehr Schul halten kann — allein in ſeiner Stub ſitzen — anſtatt wie alljährlich ſein Feſtgeſangerl, ſeine Blumenkränz und Buſchen zu haben? — Ja, ſpringt nur auf, Ihr Buben! meine Geig' iſt ſchon geſtimmt, und fangt Eure Blumenkränz an zu winden, Ihr Mädeln. Hurrah! unſer Schulmeiſter ſoll leben!“ —

Der Boni hatte den rechten Ton getroffen. Die Buben ſchrieen aus voller Kehle und manches Mädchen wiſchte ſich die Augen; aber dem Pfeifer war es ſelber zu Herzen

gegangen, darum hatte er ſo ſchnell damit ein Ende gemacht und wandte ſich ab, um die Stirn zu trocknen, fuhr aber zugleich über die naſſen Augen.

Während Boni's Rede war Einer weggeſchlichen, und hatte ſich abſeits, wo er aber doch Alles hören konnte, in's Gras gelegt. Wie nun der Pfeifer ſagte: „Er hat's vergeben und vergeſſen" — verbarg der Bub ſein Angeſicht im Moos und ſchluchzte zum Erbarmen. Das war Niemand Anderer, als der Lenz, zuſammengezogen aus Lorenz, der aber am geeignetſten hätte Faulenz heißen können. Er war fünf Jahre lang die Schulplage des alten Lehrers geweſen und hätte er nur ſeine Talente ſtatt auf tollen Streichen, auf's Lernen verwendet, Keiner wäre ihm voran gekommen; ſo aber bummelte er in den letzten Bänken und hatte wahrſcheinlich ſo große Vorliebe für dieſelben, weil die allerletzte ſich zunächſt der Thüre befand.

Wer aber den Lenz als einen böſen Buben bezeichnete, that ihm bittres Unrecht; er hatte keinen ſchlimmen Willen, nur den Muthwillen konnte er nicht laſſen. Nach geſchehener That faßte er ſtets die beſten Vorſätze, lernte eine Woche und ſaß ſtolz jubelnd in den mittleren Bänken; plötzlich aber hatte es ihm die Luſtigkeit angethan, alle Schulbücher ruhten unter einer Hecke und der Lenz fand ſich erſt wieder reuevoll in der Strafbank zurecht. Wenn ihn dann der ſchmerzlich vorwurfsvolle Blick des Lehrers traf, ſchluchzte er und gelobte innerlich: „Das nächſte Jahr ſoll's anders gehen." Nun war es gekommen, aber der alte Lehrer hatte nichts mehr von ſeiner Beſſerung! — Das fiel ihm bei Boni's Rede ein und deßhalb weinte er ſo bitterlich, getrennt von den Uebrigen.

Der Geiger hatte inzwiſchen die Saiten friſch geſtimmt

und angekündigt, daß ſie ein Lieblingslied des Schulmeiſters auf's Neue wieder einüben wollten. Als er nun ſeine Schaar um ſich ordnete, rief er: „Wo iſt der Lenz? geſehen hab ich ihn ſchon! er hält die Stimmen zuſammen, ohne ihn geht's nicht.“

„Lenz, Lenz!“ ſchrie es nun von allen Seiten; er war in's Gebüſch gekrochen und kam nun gemächlich von einer andern Seite zum Vorſchein, ſtellte ſich ſogleich auf ſeinen Platz, merkte aber gar wohl, daß Boni's Augen forſchend auf ihm ruhten, als wollten ſie fragen: „haſt geweint?“

Es erforderte eine gute Weile, bis das Liedlein zu Bonis Zufriedenheit ſtimmte; ſicher haben die lauſchenden Vögel auf den Zweigen, wenn ſie Hälschen und Köpfchen drehten, allerlei Hochmüthiges gedacht und ſie ausgepfiffen. Schließlich aber gings doch und Boni hängte ſeine Geige an einen Baumaſt. Dann lagerte er ſich wieder im Mooſe, zündete auf's Neue die Pfeife an, und rief: „So, nun helft Alle tüchtig zuſammen, als ob morgen Kirchweih wäre!“ dabei deutete er auf die Blumen.

Die ganze Schaar gruppirte ſich um den Pfeiferboni; mitten im Kreiſe ſaßen die Roſi und Franzl, Kränze und Guirlanden windend; die andern Mädchen ſuchten die paſſenden Blumen zu winzig kleinen Büſchelchen zuſammen und reichten ſie zum Einflechten dar. Die Knaben übernahmen die gröbern Arbeiten; ſie banden eine Verzierung aus Laubwerk, um die Hausthüre zu bekränzen, und hatten alſo den beſten Vorwand, auf Bäume zu klettern, oder in den Wald zu laufen. Der Boni rauchte eine Pfeife um die andere, gab dazwiſchen ſeinen Rath und wand auch manchen Scherz darein. Alles war luſtig, nur der Luſtigſte wollte ſich gleich

nach dem Geſange trübſelig von dannen ſchleichen. Das merkte der Boni; er gab alſo dem Lenz allerlei Aufträge, ſchaute ihm dazwiſchen ermunternd in die Augen, als ob er in deſſen reuevollem Herzen leſen könnte und ließ ihn nicht von der Seite. „Lenz! Lenz!“ tönte es von da und dort und jetzt vom höchſten Baume herab. Endlich hatte ihn der Maxl aufgefunden und ſagte: „Da liegt der Faullenz!“ —

Doch der Pfeifer antwortete ſtatt des Buben, als ob er vor ſich hin ſpräche und nur in den dicken Schnauzbart brummte: „Gerad ſo wie unſereins vor mehr, als einem halben Jahrhundert.“ Aber des Pfeifers Gemurmel war deutlich in die jungen Ohren gedrungen. Max rief neugierig: „Wie war's ſelbiges Mal? erzähl's doch, Boni!“ — „Ja, erzähl! erzähl!“ riefen alle Stimmen ringsum und ſogleich ſchloß ſich der Kreis noch enger. „Eine Geſchichte! der Boni erzählt eine Geſchichte!“ verkündeten die Knaben durch den Wald rufend und eilig rutſchten die Beine von den Stämmen herunter, manches Fetzlein aus der Hoſe zurücklaſſend.

Der Boni klopfte nun langſam die Aſche aus dem Ulmerkopfe, ſenkte dieſelbe in die Joppentaſche und ſagte:

„Meinetwegen, Ihr könnt's ja wiſſen, und es iſt heute gerade taugſam zum Lob Eures ehemaligen Schulmeiſters, denn es handelt davon, wie der kleine Jakobus und der Bonifaz Freunde geworden ſind für das ganze Leben. Das aber ſag ich Euch im Voraus, Ihr Buben! daß Ihr keine ſchlechte, ſondern eine gute Lehre daraus zieht! wollt Ihr?“

Ein zuſtimmendes Gemurmel ſumſte ringsum und nach dieſen einleitenden Worten ſtützte der Boni halbliegend das Haupt nach rückwärts in die große Hand und begann:

III.

„Der alte Schulmeiſter und ich ſind Landsleute und in der nemlichen Kirche getauft worden, nur mit dem Unterſchied, daß mein Name drei Jahre ſpäter im Kirchenbuche ſteht. Aber das Jakoble war ein gar ſchwächliches Kind und iſt es geblieben, man hätte eher mich für drei Jahre älter halten können. Lange hatte man gemeint, er werde wohl ſchwerlich das ſechste Jahr erreichen und als ers doch erlebte, meinte man wieder, mit dem Lernen preſſire es nicht, denn für den Himmel brauche man weder Schreiben, Leſen noch Rechnen, oder die Engelein könntens dem Kinde noch leichter und ſchneller beibringen, als ſein eigener Vater, der Schulmeiſter; wenn das Jakoble dagegen nur täglich frömmer und bräver würde, das bliebe die Hauptſache. Daran hat's nicht gefehlt und bei Jedermann im Dorfe hat des Schulmeiſters Jakoble auch ſchon für ein halbes Engelein gegolten. Alles hat geſagt: „das Kind kommt nicht auf! es iſt zu geſcheidt, fromm und brav für die Erde!" als ob man hier zu Land nicht auch geſcheidte und brave Leute brauchen könnt. Unſer Herrgott hat wohl auch ſo gemeint und den kleinen Buben am Leben erhalten.

Als nun Jakoble neun und ich ſechs Jahre zählten, kamen wir mitſammen in die Schule und wurden die beſten Kameraden, worüber ſich die Leute nicht genug verwundern konnten, denn von mir hat kein Menſch geglaubt, daß ich reif für den Himmel ſei; ein unähnlicheres Paar mags auch kaum gegeben haben. Das Jakoble ging allem Lärm und Streit von Weitem aus dem Weg und mir gefiels dort gerade am beſten; ich machte mir mit Ellenbogen und Füßen überall Bahn, kriegte dabei vor Vergnügen einen rothen Kopf, während das Jakoble davon lief, erblaßte und an

allen Gliedern zitterte. Da hätte man glauben ſollen, unſere Kameradſchaft werde von kurzer Dauer ſein, aber mir taugte ſie juſtament. Das Jakoble verſtand in der Schule Alles zehnmal beſſer, als ich und war immer bereit, mir zu helfen und einzuſagen; das kam mir gelegen, aber ich zahlte es ihm außerhalb der Schule auch getreulich heim. Der kleine Bub wäre ohne mich nirgends zurecht gekommen, geſtoßen und gedrückt worden; an meinen Schützling wagte ſich jedoch Keiner. Nun hatte Jakoble ſo ein glückſeliges Herz, daß ihm die Freundlichkeit aus Augen und Mund brach und taugte alſo zum luſtigen Kameraden; zudem glaubte er Alles und Jedes, ließ ſich gutwillig necken und war ſteif und feſt der Meinung, ich ſei der beſte Bub von der Welt. Trotz meiner muthwilligen Streiche glaubte es endlich auch der Schulmeiſter — Gott vergelts ihm! — denn er ſagte: „Sonſt hätte ihn ja mein Jakoble nicht ſo gern.“ Ohne dieſen guten Glauben hätt ich meinen Kameraden eingebüßt und wäre vielleicht jetzt ein alter Schlingel!“ —

Der Pfeiferboni hielt inne, während der Lenz ſich näher an ihn ſchmiegte; nach einer kurzen Pauſe fuhr er in ſeiner Erzählung fort:

Nun muß ich Euch etwas Trauriges aus meiner Jugend berichten. Ich war ein armer Waiſenbub, hatte Mutter und Vater in Verlauf von ſechs Wochen am Nervenfieber verloren, und wurde von einer ledigen, aber wohlhabenden Baſe um Gotteswillen auferzogen, weil kein anderer Menſch ſich um mich kümmerte und ſie das Kind ihrer Schweſtertochter nicht gerne als Gemeindelaſt ſehen wollte. Aber ſie war ſtill und griesgrämig; — einen ſauberern Stubenboden, als den unſern, gab's nicht im ganzen Ort, der Waſchzuber und die eingefädelte Nadel kamen faſt nie außer Gebrauch.

Da taugte ich freilich ſchlecht genug für die ordentliche Haushaltung. Man hörte mich ſchon hundert Schritte entfernt, als ob ich der Poltergeiſt wäre; bei meiner Annäherung wackelten alle Stühle, dabei ſtolperte ich jedesmal über die Strohdecke vor der Stubenthüre, anſtatt die Schuhe daran ſauber abzuputzen und that es erſt auf dem friſchgefegten Boden. Die Baſe hatte für mich den ganzen Tag zu nähen und wenn ich mir am Morgen vorgenommen die Hoſe zu ſchonen, um der Baſe keinen Verdruß zu machen und wenn ich ſie dann des Abends triumphirend zeigte, dann hielt ſie mir zürnend die zerriſſene Jacke vor die beſchämten Augen. So ging der Verdruß nicht aus vom Morgen bis zum Abend und wie viel Aerger ich ihr bereitete, das kann ich gar nicht ſagen und verantworten. Sie wunderte ſich nur, daß Schullehrers Jakoble mit mir umgehen mochte und hielt mir unaufhörlich deſſen Beiſpiel vor. Freilich wußte ſie nicht, wie leicht der's hatte, ſauber zu bleiben und daß ich ihn über alle Pfützen und Moräſte trug und dabei noch tiefer hineinſank.

Genug! oftmals drohte ſie mir ernſthaft, mich beim nächſten Unfug zu verſtoßen und als Bettelbuben in die Welt hinaus zu jagen; wer ſie kannte, der traute ihr auch das Worthalten zu. Ich muß es aber nur bekennen, Freude erlebte ſie an mir blutwenig; ich brachte es nicht einmal zuweg, ihr zu ſchmeicheln und doch hatte ich die alte Baſe gern und betete ſogar in der Kirche alle Tage, daß unſer Herrgott ihr Alles tauſendfach vergelten und aus mir einen guten Buben machen wolle.

Aber auch aus Jakobles Leben iſt von damals etwas Trauriges zu berichten. Als er eilf Jahre zählte, ſtarb ſeine Mutter ebenfalls. Er weinte ſich faſt zu Tode, der arme

Bub, denn er war ein Mutterſöhnlein geweſen, das ſie mit Liebesangſt und Sorge auferzogen hatte. Von da an wollte er lange nicht mehr mit mir auf dem Anger oder im Walde herumtollen, ſondern gärtelte jede freie Stunde auf ſeiner Mutter Grab, ſäte ſeinen Namen mit Brunnenkreß darauf, ſteckte jedes Pflänzchen, das er kriegen konnte, hinein, jätete das Unkraut fleißig aus, und ich glaube, daher ſtammt noch heutigen Tags ſeine Vorliebe für die Gärtnerei und ſein Widerwille gegen alles Unkraut.

So ging's den ganzen Frühling, Sommer und Herbſt, bis ich ihn mit Beihilfe ſeines Vaters vom Kirchhof weglocken konnte und er auf's Neue mein luſtiger Begleiter wurde; nun gab's Schlittenfahrten und Eisbahnen genug für uns fröhliche Buben. Aber gegen Ende des Winters kam abermals eine Veränderung. Der Schullehrer fuhr eines Tages im vollſten Prüfungsſtaate mit Wirths Halbſchäslein zur nächſten Stadt und Nachmittags brachte er ein junges, ſchönes Frauenzimmer, ganz fürnehm gekleidet, in's Haus. Dann rief er ſein Jakoble herbei und ſagte: „Das wird Deine Mutter; hab ſie lieb, ſo wie Deine erſte und folg ihr getreulich in allen Dingen.“ Jakoble ſtreckte wohl ſeine Hand aus, aber er weinte dabei zum Erbarmen; dann lief er eilig fort, ſchnurſtracks zum Kirchhofe um es der Mutter zu erzählen. Das verdroß die Fremde und ſie glaubte, er wolle ſie nicht lieb haben. Abends fuhr der Vater mit ſeiner Braut wieder in die Stadt zurück und nach Oſtern war die Hochzeit. Da gings luſtig zu; die ſtädtiſche Liedertafel kam auch, weil die Braut eines angeſehenen Stadtmuſikanten Tochter war und es wurde geſungen nach Herzensluſt. Das verdroß unſer Jakoble gewaltig; er hätte gerne die Kirchhofsmauer in die Höhe ge-

baut, nur um die luſtige Muſik vom Grabe abzuhalten, und dem armen Buben ſchmeckte nicht einmal das Hochzeiteſſen; er brachte mir des Abends Alles, was er übrig gelaſſen hatte.

Die neue Frau Lehrerin gefiel aber den Leuten abſonderlich. Sie war trotz ihrer ſtädtiſchen Kleidung und den feinen Manieren ganz leutſelig, ſorgte für das Hausweſen, für Mann und Kind und brachte auch ein ſchönes Vermögen in die Ehe. Aber ſie konnte Jakobles Thränen vor und bei der Hochzeit nicht vergeſſen und meinte immer, er möge ſie nicht und ſei ein heimtückiſcher Bub, ein Duckmäuſer. Wenn er aus dem Gärtlein juſt die ſchönſten Blumen auf der Mutter Grab verſetzte, hielt ſie das für Bosheit gegen ſie, weil er ihr die Blumen nicht gönne. So etwas iſt aber dem Jakoble niemals in den Sinn gekommen, ganz im Gegentheile ging ihm allmählig das Herz auf in Liebe für die neue Mutter, er konnte ſie vor lauter Wohlgefallen nicht genug anſehen, aber er that's nur ſchüchtern und verſtohlen, weil er ſich auch einbildete, ſie möge ihn nicht recht und weil ihm das recht kindliche Vertrauen noch abging. Auch der Vater hielt es für Verſtocktheit und warf dem armen Buben oft ſtrenge Blicke zu; dann fuhr dieſer erſchrocken zuſammen und getraute ſich immer weniger und weniger an die junge, ſchöne Mutter heran; er ging ihr aus dem Wege, wo er nur konnte.

So kam's, daß wir Zwei mehr als je mit einander herumſtreiften und daß die Frau Lehrerin gegen mich einen Widerwillen faßte; denn der Jakoble konnte nun mit eigenen Füßen durch die Pfützen waten und mir wie ein flinkes Eichkätzchen auf die höchſten Bäume nachklettern. Sie hatte alſo bald die gleichen Klagen über ihn, wie meine Baſe über

mich und dem Jakoble wurde der Umgang mit mir ernſtlich verboten, weil ich ihn 'nur verderbe und zu ſchlecht für ihn ſei.

Das verdroß mich; ich hätte vor Schmerz und Zorn gerade hinaus ſchreien mögen. In ſolch einer Stunde nahm ich mir vor, es der Frau Lehrerin heimzuzahlen; beſonders hatte ich einen wahren Pick auf ihren ſtädtiſchen Hut und meinte, der wär an allem Schuld. Solch einem leichtſinnigen Buben fällt allerlei dummes Zeug ein, und wenn ers auch nicht ſo bös meint, nimmts doch oftmals ein böſes Ende, wie Ihr bald ſehen werdet.

Ich war ſchon damals geſchickt in allerlei kleinen Handtierungen. Kein anderer Bub konnte beſſere Maipfeifen klopfen und ſchneiden; ich verſah damit alle meine Kameraden und ſie brachten mir ſchon damals den Spitznamen „Pfeiferboni" auf. Aber ich konnte noch etwas und das behielt ich für mich; ich konnte eine prächtige Waſſerſpritze machen. Nur das Jakoble durfte damit ſpielen; ich überließ ihm die Spritze oft ganze Tage. Es war ſeine größte Freude, damit die Blumen auf der Mutter Grab zu begießen, oder auch die ausgeſpannte Leinwand auf der Bleiche zu beſpritzen. Die Frau Lehrerin ſah ihm oftmals zu, weil er aber keinen Unfug trieb, gönnte ſie ihm das unſchuldige Spielzeug, da er die Kameradſchaft mit mir ohnedem meiden mußte und dadurch weniger Vergnügen hatte. Heimlich kamen wir freilich zuſammen und hatten uns lieber, als je.

Nicht weit von unſerm Dorfe ſtand ein halb verfallenes Haus, das ſeit Jahren zum Abbruch feil geboten war, doch Niemand kaufte es. Es diente aber zu mancherlei: bei der Sonnenhitze raſtete dort manches alte Weiblein mit ihrem Reiſigbündel, bei Sturm und Wetter gewährte es dem Wan-

derburſchen ein Obdach, die Ratten und Mäuſe hatten einen guten Schlupfwinkel und wir Buben benützten es bei unſeren Spielen als Räuberhöhle.

An einem heißen Sommerabende kamen Jakob und ich aus dem Walde, wo wir Erdbeeren geſammelt hatten und näherten uns eben dem verfallenen Hauſe, als wir den Schulmeiſter und ſeine Frau von Weitem erblickten. Nun mußten wir ihnen ſchnurſtracks in die Hände laufen und der Jakob zitterte an allen Gliedern. Da zog ich ihn mit fort in die Ruine, er aber kauerte ſich in einen Winkel, während ich durch die Fenſterlücke ausſpähte. Da wars, wo mir der alte Zorn in den Kopf ſtieg und die böſe Verſuchung über mich Herr wurde. Meine Spritze war friſch geladen; ich zielte auf den verhaßten Hut der Frau Lehrerin, ſtieß den Stöpſel heraus und der Waſſerſtrahl ergoß ſich, wie ichs nur gewünſcht hatte. Nun erſchrack ich doch zu Tode, ließ die Spritze fallen und rannte durch die Hinterthüre ſpornſtreichs davon.

Der Lehrer war natürlich aufs Höchſte entrüſtet und hielt ſogleich Nachſuchung. Da entdeckte er ſeinen eigenen Buben, neben ihm die wohlbekannte Spritze. Widerſtandlos ging Jakob mit dem Vater und fiel vor der Mutter ſchier ohnmächtig zuſammen.

Und jetzt, Buben, paßt auf!

Was meint Ihr, daß der Jakob gethan hat? — Natürlich, den Eltern wahrheitsgetreu verrathen, daß er unſchuldig und der Pfeiferboni der Verbrecher ſei? — Nein, Buben! der Jakob dachte voll Erbarmen an ſeinen Kameraden, an die alte Baſe, an Alles, was auf die Entdeckung ſicher folgen würde, er war ja um ſo Vieles geſcheidter, um drei Jahre älter und um noch Vieles beſſer, als ich. Stillſchwei-

gend ertrug er Alles, was über ihn erging, der arme Jakob. Nun bekam er ſelten mehr einen freundlichen Blick von den Eltern und ſchlich traurig einher.

Oftmals war ich drauf und dran, dem Schulmeiſter Alles zu bekennen, aber die Furcht vor der Baſe verſchloß mir den Mund. Zum Danke blieb ich. künftig dem Jakob drei Schritt vom Leibe, um ihn nicht in neue Ungelegenheiten zu bringen, und Kinder! das war mein allergrößtes Opfer! Der Jakob wußte ſchon, wie herzlieb ich ihn hatte, hundertmal lieber, als vorher. Zuletzt konnte ich es nicht mehr aushalten; da gab mir der hl. Geiſt einen guten Gedanken ein. Der Jakob war auf und auf der Erſte, ich aber ſaß um mehrere Bänke zurück. Da nahm ich mir ſteif und feſt vor, der Zweite zu werden, nur, um neben dem Jakob zu ſitzen; das konnte mir dann Niemand verwehren. Ich hockte nun daheim den ganzen Tag über dem Lernen, vermied alle Spielplätze, zerriß keine Hoſen und Jacken mehr, beſchmutzte keine Schuhe und keinen Stubenboden und als die Baſe einmal mit freudig verwundertem Geſichte auf mich ſchaute, fiel ich ihr geradezu um den Hals und weinte dort vor Glückſeligkeit; in der Schule aber wurde ich richtig der Zweite.

Eines Nachmittags behielt der Lehrer uns Beide zurück und ſagte zu mir: „Bonifaz, Du biſt ein Anderer geworden, das freut mich, und Du kannſt wieder mit meinem Jakob umgehen, im Gegentheil mag er nun von Dir lernen, wie man ſich beſſert!“ —

Das gab mir einen Stich durch's Herz; ich ſtürzte laut ſchluchzend dem Lehrer zu Füßen, indem ich rief: „Ich bins geweſen mit der Waſſerſpritze, nicht der Jakob! Der iſt unſchuldig an Allem!“ Ich ſah und hörte nichts, was um mich her vorging, denn ich fiel mit dem Geſicht auf den Boden.

Als mich der Lehrer aufrichtete, gewahrte ich die Schullehrerin und sie hielt den Jakob in den Armen und sagte stets auf's Neue: „Armes Kind, verzeih mir!“ Aber auch mich hat sie freundlich angeschaut und hat uns Beide in ihre Stube geführt. Jetzt ist Alles gut gewesen für immer. —

Der Pfeiferboni schwieg und man konnte in der lautlosen Stille das bewegte Athmen der Kinder vernehmen. Aber es hatten sich während der langen Erzählung Jungfrauen, Jünglinge, Weiber und Männer eingefunden und viele Hände drückten dem Alten ihre Rührung aus.

Inzwischen war es Abend geworden; der Boni gab noch allerlei Aufträge, dann trug man die Blumenkränze in den Wirthsgarten, wo man sie aufbewahrte. Die Kinder reichten beim Abschiede ihrem Freunde die Hand und zerstreuten sich nach allen Richtungen; aber auch die Mütter dankten ihm für seine Erzählung, während die Männer den durstig gewordenen Pfeifer zum Freitrunke in's Wirthshaus führten.

Da gab es manche Fortsetzung des begonnenen Gespräches. Jeder wußte aus seiner Schulzeit etwas zu berichten von der Güte, Geduld, dem Eifer und der Freundlichkeit des ehemaligen Jakoble, der nun ihr eigner Lehrer geworden und nun ein weißhaariges Männlein war. Sie verabredeten, was ich nicht im Voraus verrathen darf; in den Mondschein hinaus klang noch bis in die späte Nacht eine Musik und erst in später Stunde gingen sie auseinander, aber Jeder drückte dem Pfeiferboni zur guten Nacht herzlich die Hand. —

IV.

Der fünf und zwanzigste Juli wand sich beim frühen Erwachen aus seinem grauen Schleier mit sanft gerötheten

Wangen; immer klarer und lächelnder wurde ſein Angeſicht. Im Garten des Schulmeiſters ſtand Alles ſchon feſtlich geſchmückt; die Gräſer und Blumen übten die zierlichſten Gratulations-Complimente, während der leiſe Morgenwind ſie kämmte und der klare Thau ſie vom Staube rein wuſch, dagegen auch manches Tröpflein zum Feſtſchmucke zurückließ. Die Menſchen lagen noch im tiefſten Schlafe, der Küſter hatte nur eben die Morgenglocke geläutet. Da ſprang der Lenz mit beiden Füßen aus ſeinem Bette und eilte ſchnurſtracks zum Gärtlein des Schulmeiſters. Der arme Bub beſaß nichts zum Namenstagsgeſchenke; des Pfeifers Erzählung hatte aber ſein Herz butterweich gemacht und ſo kam er endlich auf einen guten Gedanken: er wollte das ganze Gärtlein vom Unkraut ſäubern.

Beinahe zwei Stunden — von vier bis halb ſechs Uhr Morgens arbeitete Lenz im Gärtchen, nun aber ſtreckte ſich auch kein unnützes Hälmchen mehr empor. Raſch wuſch er ſeine Hände am Brunnen, ſchlenkerte ſie zum Trocknen und holte dann aus einem Verſtecke den allergrößten Waldblumenſtrauß. Jetzt kam die Hauptſache an die Reihe. Er langte aus ſeiner Rocktaſche einen beſchriebenen Papierſtreifen und deklamirte:

Statt Unkraut ſoll für Deine Müh'n
Ein Strauß der ſchönſten Blumen blüh'n,
Und auch zu tiefſt im Herzen mein
Soll Dir's zum Dank nicht anders ſein.

Der Lenz ſtrahlte vor Stolz und Glückſeligkeit, denn ſeine Miene verrieth, „das habe ich ſelber gedichtet und geſchrieben.“ Nun umwickelte er mit dem Papierſtreifen den Stiel des Blumenſtraußes, machte eine Grube in das mittlere

Beet, ſetzte ſein Angebinde hinein und führte einen Freudentanz auf.

Beinahe hätte er ſich vergeſſen, dann aber trat die Magd an den Brunnen und er duckte ſich geſchwind am Gartengelände, um nicht geſehen zu werden. Lenz vermuthete nun des Schullehrers Erſcheinen, denn wie unzählige Male hatte derſelbe den Spruch geſagt „Morgenſtund hat Gold im Mund," und er hielt jederzeit, was er lehrte. Der Knabe wollte nur ein verborgener Zeuge der Freude über das ſaubere Gärtchen ſein, er wollte nur die Verwunderung ſehen bei Entdeckung des Straußes und vielleicht einige Worte über ſeine Reimereien hören, ob der Lehrer die Schulſünden noch nachtrage oder ſie alle verziehen habe. Bei dieſem Gedanken klopfte ihm das Herz reuevoll und er hätte gerade hinaus weinen mögen. Plötzlich fuhr er ganz überraſcht empor. Was hörte er? Welche fromme, ſchöne, himmliſche Muſik drang von der Straße herüber? — Lenz ſchlich ſich auf Händen und Füßen um das Haus und jetzt an der Ecke richtete er ſich auf, faltete die Hände und betete. Da ſtanden vor der bekränzten Hausthüre die Kirchenmuſikanten, der Pfeiferbont an ihrer Spitze und bliesen auf ihren verſchiedenen Blech-Inſtrumenten den feierlichen Choral: „Großer Gott, Dich loben wir."

Der alte Schulmeiſter war erſt lange nach Mitternacht in Schlaf geſunken, denn er hatte bei dieſem wichtigen Lebensabſchnitte ſeiner Gewohnheit gemäß in ein Gedenkbuch alle Erlebniſſe des verfloſſenen Jahres verzeichnet und beim Schluſſe dankbar die Hände gefaltet. Wie ungerecht erſchien ihm nun ſeine vorhergegangene Traurigkeit. Auf den beſchriebenen Blättern ſtanden nur Segnungen und nicht ein Einziger Verluſt. Er durchblätterte ſein beinah vollbeſchriebenes

Buch, den oftmaligen Rückblick auf ein Lebensjahr und rief dann: „Herr ich bin nicht werth all Deiner Gnaden und Erbarmungen.“ — Dann kniete er nieder zu langem Gebete und flüſterte zuletzt: „Mach's nur mit meinem Ende gut, Amen!“ —

Als der alte Schulmeiſter endlich im Bette lag, drängten ſich tauſend Erinnerungen und verſcheuchten den Schlummer. Sie führten ihn zurück in die Jugend zum Vater, zur früh verſtorbenen Mutter und Alles, was der Boni dort am Wieſenſaum erzählt hatte, zog in Bildern an ſeinem Geiſte vorüber: — da ſtand ſeine zweite Mutter, ſo fremd, ſchön und zürnend und dann ſo lieb und freundlich; da ſtand ſein Jugendgeſpiele, der luſtige Knabe, und neben ihm, als ob es ein anderer ſei, der alte Boni, ſein treuer Freund durch's ganze Leben. Die Bilder der Vergangenheit wurden immer geiſtiger, denn ein lieblicher Traum hatte ſich ihrer bemächtigt; er ſah die beiden Mütter Hand in Hand in himmliſcher Verklärung, umſchwebt von kleinen, ſingenden Engelein; er kannte ſie alle, die verſtorbenen Schulkinder während der vierzig Jahre. Immer größer wurde die Schaar; alle ſeine Schüler und Schülerinnen verwandelten ſich in ſelige Geiſter und ſangen am Throne Gottes, begleitet von Poſaunenton, „Großer Gott, dich loben wir.“

Er träumte ſo deutlich, daß er die Hände faltete und die Lippen bewegte, um einzuſtimmen. — War es im Traume? — Er kämpfte ſich los aus den Feſſeln des Schlummers; ſein Bewußtſein wurde klarer, immer klarer und jetzt hörte er mit ſeinen leiblichen Ohren. Das war ſein ſchönſtes Erwachen geweſen im ganzen Leben; ſo mußte es dereinſt im Himmel ſein, wenn der Geiſt aus der ewig ſchlummernden Leibeshülle ſich empor ſchwingt. Bewegungslos lauſchte

er dem frommen Chorale, während jeder Ton über seine Seele hin schwebte. Als die Musik endete, standen große, klare Tropfen auf den alten Wangen und immer perlten neue von den Augenwimpern.

Mit einem seligen Festgefühle erhob er sich vom Lager, kleidete sich an, schlich aus der Stube und an der Schlafkammer seiner Alten vorbei, um sie ja nicht zu früh zu wecken; dann trat er in sein Gärtchen, den neuen Lebenstag zu begrüßen. Der Morgen hauchte ihm einen Kuß entgegen, — aber sieh nur — da stand auch seine liebe, treue Lebensgefährtin und brachte ihm den zweiten. Wie hatte er auch denken können, daß sie schliefe und die Freude des Tages, der fromme Choral sie nicht wach gerufen hatte. Aber sie war nicht allein; neben ihr stand die Tochter und der Schwiegersohn. Ein festlich gedeckter Frühstückstisch mit den goldberänderten Kaffeetassen wartete ebenfalls seiner; es gab ein Händedrücken und Gratuliren fast ohne Ende.

Jetzt holte die Mutter den Kaffee und Kuchen, während dessen durchwandelte der Schulmeister das Gärtlein. Er mußte sich einen Augenblick besinnen, ob er nicht wo anders hinein gerathen sei und wirklich in seinem Eigenthum wandle. Kein Unkraut! die Beete so säuberlich von jedem Steinchen befreit und dort — welch großer, wunderschöner Blumenstrauß! Der Jubelgreis sah forschend in's Angesicht seines Schwiegersohnes, aber es zeigte sich darin ebenfalls Ueberraschung. Nun zog er den Strauß mit zitternder Hand aus dem Boden, entdeckte sogleich das Blättchen, entrollte es, las die uns bekannten Zeilen und rief lachend:

„Das hat kein Anderer, als der Lenz geschrieben! es sind seine Buchstaben, nur schöner, fleißiger gemacht als zu meiner Zeit. Schau, schau! — der Blitzbub, dichtet da ein

Verslein und just so, als ob er statt in's Tintenfaß, in sein Herz mit der Feder getunkt hätt. Hab ich's aber nicht immer gesagt, daß noch was aus dem Buben wird, gerad wie der Boni! Wenn ich ihn nur gleich da hätt, ich thät ihn wahrhaftig beim Kopf nehmen und abschütteln vor lauter Freude." —

Das war dem kleinen Lauscher hinter dem Gartenzaun genug — husch — war er fort. Er lief auf den Anger hinaus und machte seiner Seligkeit in tollen Sprüngen Luft.

Die Schulmeisters Familie trank nun im Gärtchen vergnügt den Kaffee und der Gefeierte konnte nicht genug rühmen, wie herrlich derselbe schmecke, wie locker der Kuchen sei und daß kein Mensch solchen Kuchen machen könne, wie seine Alte. So verging ein Stündchen, und es mußte nun bald zur Messe läuten; der junge Schulmeister hatte schon zweimal auf die Uhr gesehen und war dann fortgegangen. Wieder ging der Alte in seinem Gärtlein auf und nieder, während die Mutter abräumte und die Tochter über den Gartenzaun schaute; auch aus dem Gangfenster blickte bald darauf ein erstauntes Gesicht, denn ein lustiges Hundegebell hatte sich vernehmen lassen. Vor dem Eingange standen vier festlich geschmückte Kinder: Gärtners Rosina sah nicht anders aus, als eine kleine Primizbraut und ihre feierliche Miene verrieth die größte Wichtigkeit. Sie hielt einen mächtig großen Blumenstrauß in der Hand und flüsterte einen Vers vor sich hin. Krämers Franzl hatte ein blumengefülltes Körblein und trug vorsichtig einen Brief mit großem, rothem Siegel, während sie mit erhobenem Finger den bellenden Hunden Ruhe gebot. Aufschlägers Max hatte seinen kleinen Fritz auf die Schulter gehoben, damit er den Glockenzug

erreichen konnte und jetzt riß derſelbe auch kräftig daran, daß der Schall bis in den Garten drang und die Glocke immer noch in Bewegung war.

Es tönte ſo luſtig! der alte Schulmeiſter erſchrack nicht, ſondern ſah im Geiſte die kleinen Kinderhändchen, welche wie alljährlich an dieſem Tage daran riſſen. Er ging mit ſelig pochendem Herzen in's Haus, ja, ſchnurgerade in die gute Stube mit dem Sopha und dem blau und gelb aufgedruckten Tuchteppich. Richtig hatte er's errathen; es polterte die Stiege herauf, Fingerknöchelchen klopften an die Thüre und augenblicklich ſtanden auch die Kinder in Reih und Glied, Maxl zwiſchen den beiden Mädchen und der kleine Fritz an der Spitze. Sogleich begann dieſer, anfangs mit zitternder Stimme, dann immer kecker und lauter, bis ihn die Andern ablöſten. Der alte Lehrer aber ſtand vor der Gruppe, lauſchte, lächelte, verbarg die innere Bewegung ſo lang es ging und ſo wollen wir nun auch hören was die Kinder zu ſagen haben.

Fritz.

Im Namen Aller — Groß und Klein
Aus vierzig langen Jahren,
Begrüß ich heut beim Morgenſchein
Dich Greis in weißen Haaren.
Sie bleichten unter Sorg und Müh
Bei Deinen guten Lehren;
Drum wollen wir auch ſpät und früh
Voll Dankbarkeit Dich ehren.

Der Vater und die Mutter ſind
Zur Schule einſt gekommen,
Und haben auch als kleines Kind
Dein treues Wort vernommen.

Sie danken Alles, Alles Dir
Und laſſen ſchön Dich grüßen,
Ich ſteh in ihrem Namen hier
Um Deine Hand zu küſſen. —

Roſine.

Dann aber kamen an die Reih
Zum Lernen ihre Kinder;
Du warſt ſo liebevoll dabei
Und emſig auch nicht minder.
Von Neuem fingſt Du wieder an
Beim Schreiben, Rechnen, Leſen;
Was nun ein Jedes weiß und kann
Iſt Deine Müh geweſen.

Den Faden liebender Geduld
Hat Deine Hand geſponnen,
Es durfte ſich die Kinderſchuld
An Deiner Güte ſonnen.
Vergebung ſprach Dein ſanfter Mund,
Die Augen freundlich winkten,
Ob auch darinn zu mancher Stund,
Die heißen Zähren blinkten.

Max.

Wer zählt die tauſend Freuden all
Von Deiner Hand bereitet,
Wenn unter frohem Liederſchall
Die Schaaren Du begleitet
Hinaus, hinaus zu Feld und Flur
Zu ſpielen und zu ſcherzen,
Sobald das erſte Veilchen nur
Gezeiget ſich im Märzen.

O, ſolche Luſt vergeß ich nicht
In ſpäten Lebenstagen,
Und will des Dankes ſchöne Pflicht
Getreu im Herzen tragen.
Und bin ich auch zu ferne dann
Um vor Dich hinzutreten,
So will ich Dir als ſtarker Mann
Ein Vaterunſer beten.

Franziska.

Doch nun iſt alle Müh vorbei,
Du kannſt Dich jetzt erlaben
Und fröhlich in der Jugend Reih
Ein Feierſtündchen haben.
Wir bilden einen weiten Kreis,
Du ſtehſt in unſrer Mitte,
Wir ſtreuen Blümlein Ehrenpreis
Stets unter Deine Schritte.

Dein ganzes Greiſenalter ſoll
Befreiet von Beſchwerden,
Von Freudenſternlein übervoll,
Ein ſchöner Abend werden.
Ein Lied ertön in hellem Chor
Aus eng vereintem Bunde;
O, Herr, es klingt zu Deinem Ohr
Schon jetzt in dieſer Stunde.

Max hatte ſich zum Fenſter geſchlichen um ein Zeichen zu geben und ſogleich ertönte ein Geſang von der Straße herauf. Der alte Lehrer eilte dahin und überblickte nun Kinder, Jungfrauen, Männer und Weiber, an der Spitze den alten Boni. Wer nur im geringſten eine Singſtimme beſaß, betheiligte ſich am Geſange. Luſtig und friſch klang ſein

Lieblinglied, — ein Preis des Lebens von der Jugend bis zum Alter — und wenn auch mancher Ton daneben ging, fanden doch alle den Weg zu ſeinem Herzen. Endlich konnte er ſich nicht mehr zurückhalten; er öffnete die beiden Fenſter, ſchlug den Takt und miſchte die zitternde Stimme in den Geſang. Bei der letzten Strophe nahm er das ſchwarze Sammtkäppchen von ſeinem Scheitel, faltete die Hände und leiſe klang es von ſeinen Lippen: —

Abendſchein,
Sollſt uns auch willkommen ſein!
Wollen uns an Deinen Gaben,
An dem ſtillen Frieden laben,
Bis der Geiſt nach tiefer Nacht
Dann zum Morgenroth erwacht.

Der Geſang war noch nicht völlig verklungen, als vom Kirchthurme das erſte Zeichen zur Meſſe rief und die hohe Geſtalt des Pfarrers im ſchwarzen Talare ſich der Verſammlung näherte. Freundlich nickte er nach allen Seiten, die Kinder griffen rechts und links nach ſeinen Händen und ſo ſchritt er dem blumengeſchmückten Schulhauſe zu. Der alte Lehrer hatte ihn von Weitem erkannt und harrte ſeiner an der Hausthüre. Der Pfarrer ſtreckte dem Greiſe die Hand entgegen und ſagte: „Aller Wünſche Erhörung kommt vom lieben Gott. Wir wollen ſie Ihm demüthigen Herzens vortragen.“ —

Die alte Lehrerin erſchien ſo eben mit dem Gebetbuche und der Zug bewegte ſich in lautloſer Stille zur Kirche. Dort angekommen, wollte Herr Jakobus Jochum ſich auf ſein Plätzchen begeben, aber man führte ihn zur Altarſtufe und winkte der Frau an die Seite ihres Mannes. Dort

ſtand ein roth überdeckter Betſchemel, zu welchem die Beiden in kindlicher Befangenheit ſchritten und die Knie beugten. Dann erſcholl das Sakriſtei-Glöckchen, der junge Lehrer trat im Miniſtrantenkleide, das Meßbuch im Arme, voran und kaum hatte der Geiſtliche die Altarſtufen betreten, vereinigte ſich die ganze Gemeinde zum gebräuchlichen Geſange.

O, wie Alle ſo inbrünſtig für ihren alten Lehrer, Freund und Wohlthäter beteten und wie glücklich der Greis beim Segen des Prieſters ſein Haupt beugte und wie oft er demüthig wiederholte: „Herr, ich bin nicht werth ſo vieler Gnade und Erbarmung!“ Nach vollendeter Meſſe wollte er heimlich davon ſchleichen, aber es half ihm nichts. Die Leute hatten es an dieſem Tage gar nicht eilig. Vor der Kirchenthüre ſtanden ſie in Gruppen, Jung und Alt ergriff ſeine Hand und es gab ein Drücken und Schütteln nach Herzensluſt. Doch bald hatte der Lehrer dazu nur mehr die Eine frei, denn mit der andern hielt er den Lenz. Die Kinder umdrängten ihn fröhlich und baten um einen nachmittägigen Spaziergang.

Das war dann auch noch eine fröhliche Feier, an der ſich Jung und Alt betheiligte. Der Pfeiferboni trieb ſein luſtigſtes Weſen dort am Waldſaume und als er gar eine Waſſerſpritze hervorzog, brach ein allgemeiner Jubel aus, denn Alle verſtanden die Bedeutung. Die Mütter des Ortes hatten reichlich für Kuchen und Kücheln geſorgt, und der Sternwirth ließ ſogar ein Fäßlein Bier hinaus fahren, im großem Korbe daneben gab es Brod, Butter und Käſe in Hülle und Fülle. Auch der Pfarrer kam ein wenig und die Freude war ein echter Kinderjubel aus jungen und alten Herzen. —

Wenn ein Fremder vorüber gegangen wäre und er-

ſtaunt gefragt hätte, was denn hier los ſei? — würde da wohl Eines geantwortet haben: — „Es iſt nur der ſiebenzigſte Geburts- und Namenstag unſers alten Lehrers?“ — Gott bewahre! Das „nur“ iſt ausgeſtrichen in dankbaren Herzen. Und ob das alte Männlein noch ſo unſcheinbar, ob ſein Rock abgetragen und fadenſcheinig, unausgeſchmückt von einem Ordensbande ſei — er hat Verdienſte für die Ewigkeit geſammelt, er hat gearbeitet in Geduld und Liebe unter Mühſal und Entbehrungen aller Art, was ihm allein Gegenliebe und Gott im Himmel vergelten kann! —

Im Herbst und Winter.

Die Martinsnacht.

„St. Martin
Macht's Feuer in's Kamin;"

ſagt ein uralter Spruch, und ſo war es auch in dem kleinen Orte. Das Feuer kniſterte in jedem Ofen, Alles wärmte ſich, denn draußen blies ein ſchneidiger Wind und Keinem wurde es leicht zu heiß, als dem Gänslein im Bratofen; es war ja Martini; da mußten ſie altherkömmlich nicht nur die Federn, ſondern das Leben laſſen zur Feier der Martinsnacht.

Müllers Bernhard hatte ſeine Einladung bei der Aepfel-Leſe nicht vergeſſen und klopfte ſchon früh morgens beſcheidentlich im Amthaus, der Förſterei und beim Schullehrer.

„Eine ſchöne Empfehlung von den Eltern, und ob die Kinder nicht zur Martinsnacht kommen dürfen? Ich ſoll ſagen, es ſei nur der Schullehrer dabei, der uns vielleicht etwas aufgeigt. (Dabei verneigte ſich Bernhard als Einladung gegen denſelben in jenem Hauſe.)

Die Einladung wurde angenommen und Alle freuten ſich den ganzen Tag darauf.

Nach dem Mittageſſen, wo der Amtmann ſtets ein Stündchen im Familienkreiſe ſaß, ſchlüpfte Rudolf zwiſchen ſeine Knie und frug:

„Vater, woher kommt's denn, daß man zu Martini eine Gans bratet?“ —

Dieſer antwortete: „Nun, ſo gewiß weiß ich es juſt nicht, aber eine uralte Legende erzählt Folgendes: Der heilige Martin, welcher etwa um's Jahr 400 geſtorben iſt, war ein ſehr beſcheidener Mann. Als er merkte, daß man ihn zum Biſchof wählen wolle, verbarg er ſich bei den Gänſen; doch ſie verriethen ſeinen Aufenthalt durch ihr Geſchnatter. In Folge deſſen, meint man, ſei der Brauch entſtanden, am St. Martinstag eine fette Gans zu eſſen.“

Marie war mit dieſer Auslegung höchlich unzufrieden und ſagte entrüſtet: „Da ſollte man lieber dem heiligen Biſchof zu Ehren an dieſem Tage die Gänslein verſchonen.“

Rudolf rief jedoch: „O, Du hältſt es natürlich immer mit den Gänſen, alle Mädchen thun das!“

„„Rudolf!““ ſagte der Vater verweiſend, „Du biſt ſehr ungalant und unartig mit Deinen Schweſtern.“

Karoline hätte gerne auch geſchmollt, doch ſie freute ſich gar zu ſehr auf den Abend und Rudolf machte ſich davon, indem er ſich in ſein Buch vertiefte. —

Endlich wurde es Abend und die Kinder begaben ſich auf den Weg zur Mühle. Es war ihnen ohnedem der liebſte Weg. Sie lag von dem Orte ein wenig entfernt am rauſchenden Bache; Erlen- und Weidengebüſch faßte denſelben ein, das Vergißmeinnicht neigte ſich bis in die Fluth; unzählige Vögel flogen oder trippelten umher, kurz, es gab dort immer luſtige Geſellſchaft aus der Thier- und Blumenwelt. So war es im Frühling und Sommer; im Winter aber konnte man dort die längſte Schleifbahn haben und dann gab es vollzählige Geſellſchaft. Jetzt gab es freilich weder das Eine noch das Andere; doch das fette Martins-

gänschen, Küchlein und Krapfen waren auch nicht zu verachten.

Sie traten unter die Hausthüre, in der Küche praſſelte das Schmalz und der köſtlichſte Geruch von Gänſebraten ſtieg in die Näslein. Die Müllerskinder jubelten ihnen entgegen und führten ſie zum weißgedeckten Tiſche. Dort ſaß ſchon im großen Lehnſtuhle der Herr Lehrer und ſtreckte ihnen die beiden Hände entgegen mit dem Rufe: „Heut wollen wir vergnügt ſein und wollen's uns ſchmecken laſſen. Ich hab's der Frau Müllerin für uns Alle verſprochen."

„„Und Verſprechen macht Halten!"" ſagte dieſe, während ſie die gebratene Gans auftrug und der Müller das Meſſer wetzte. Sie glänzte gelblich braun; kein Fleckchen war verbrannt, auch nicht einmal zu dunkel geworden; der heilige Martin hätte ſelbſt eine Freude an ihr haben müſſen.

Nun machte ſich der Müller darüber her und that den wichtigſten Schnitt, indem er den ſogenannten „Springer" am Hals auslöſte. Dann ſchnitt er die köſtlichen Pfaffenſchnitzlein ab und legte davon ſogleich das ſchönſte dem Schullehrer vor; und ſo ging's mit dem Zerſchneiden regelrecht weiter; Rudolf und Eugen bekamen die zwei Schenkel, Joſeph und Bernhard die Flügelſtückchen; die Mädchen durften ſich an die beinloſen Schnitzchen halten, und theilten ſich mit dem Lehrer fleißig darein. Aus der Bauchhöhle kamen nun auch die Kartoffel hervor und wurden redlich vertheilt. Der Müller hielt ſich an das Gerippe und löſte nun ſorgfältig das Bruſtbein ab, um dann zu wahrſagen. Er betrachtete es eine Weile, dann ſchüttelte er bedenklich den Kopf, denn es war ganz hell; darauf verkündete er: „Es gibt einen ſtrengen Winter! ich fürcht, ich fürcht, der Bach gefriert mir gänzlich ein!"

„Juhe!“ jubelten dagegen die Knaben. „Dann gibt's eine richtige Schlittenbahn für uns!“

Das Gänslein war verzehrt und jeder Magen vorerſt geſättigt. Nun langte der Lehrer nach ſeiner Geige und trieb die Kinder mit einem Walzer luſtig im Kreiſe herum. Man konnte zwar nicht unterſcheiden, ob ſie einen Dreher, eine Polka oder gar einen ſpaniſchen Tanz aufführten; ſie hopſten durcheinander und purzelten lachend übereinander, bis die jungen Geſichter glühten. Jetzt hielt der Lehrer inne und rief: „Ausgeruht! Jedes muß nun etwas zum Beſten geben, ſei es ein Räthſel, eine Geſchichte oder einen Spruch. Wer macht den Anfang?“

Da flüſterte Eugen neckend dem Rudolf in's Ohr: „Haſt einen guten Einfall oder läßt er Dich heute gar ſitzen? Das wär' eine Schand!“ Dieſer machte ihm nur eine Fauſt als Antwort und ſprang ſogleich auf zum Zeichen der Bereitſchaft. Der Lehrer rief: „Auf den Tiſch, damit Dich Jedes hört und ſieht!“

Während deſſen waren auch die Müllerknechte und Mägde hereingeſchlichen und vermehrten die Zahl der Zuhörer. Rudolf fühlte ſich jedoch keineswegs eingeſchüchtert, ſondern ſtieg ſogleich auf die Rednerbühne. Dann verſchränkte er die Arme, blickte gravitätiſch im Kreiſe herum, bis eine lautloſe Stille eingetreten war, räuſperte ſich und begann:

Das Märlein von den Gänſen.

Vernehmet liebe Martinsleut,
Das Märlein von den Gänſen heut.

Einſt kam der Fuchs auf's weiche Gras,
Wo eine Heerde Gänſe ſaß,
Recht eng beiſammen, weiß und nett,
Vor Allem aber nudelfett.

Das Füchslein ſprach ganz höhniſch da:
„Ich komme wie gerufen ja,
Euch aufzufreſſen als Gericht,
Der Hunger aber fehlt mir nicht.“ —

Die Gänslein gackerten vor Schreck,
Verloren faſt vor Angſt den Speck
Und baten um ihr Leben ihn;
Der aber ſprach: „Kein Narr ich bin!
Nicht Gnade gibt's vor meinem Thron,
Ich wetze alle Zähne ſchon!“

Da nahm ſich Eine nun das Herz
Und flehte kläglich voller Schmerz:
„O, ſchenk uns aus Barmherzigkeit
Vor unſerm Tod die kurze Zeit,
Daß ein Gebetlein ſagen wir
Und wart ſo lang in Gnaden hier;
Doch ſind wir fertig, wähl Dir aus
Die fetteſte zum Martinsſchmauß.“

„„Ja!““ ſprach der Fuchs, — „„das will ich thun;
Doch ſchnell, beginnt das Beten nun.““ —

Da fing die Erſte gleich voran —
„Ga, ga“ — ihr Gänſeſchnattern an,
Und weil ſie gar nicht hörte auf
Begann die Zweite nun darauf
„Ga, ga“ und gackert immer fort,
Und gackert ſtets das gleiche Wort,
Bis alle Gänſe fielen ein
Doch immer mit „ga, ga“ allein;
Und weil ſie noch nicht fertig ſind,
Hört auch mein Märchen auf geſchwind,
Doch wenn ſie ausgegackert ha'n,
Fang ich auf's Neu das Märlein an. —

Rudolf ſprang vom Tiſch herunter und die ganze Verſammlung brach in ein ſchallendes Gelächter aus. „Brav gemacht!“ rief der Lehrer und ſtrich einen Triller auf ſeiner Geige. Rudolf blickte ganz triumphirend auf Eugen und ſagte: „Nun kommt die Reihe an Dich!“ — Dieſer rieb ſich verlegen die Stirne, aber es wollte kein Gedanke zum Vorſchein kommen. Da half ihm der Lehrer und machte den Vorſchlag, ein Räthſel aufzugeben, weil er wußte, daß Eugen ſtets einige in Bereitſchaft hatte. Er wurde förmlich auf den Tiſch gehoben und alle Augen blickten auf ihn. Nun ahmte er dem Lehrer nach und that, als ob er eine Priſe nähme, dann rief er:

„Aufgepaßt ihr Buben und Mädchen! Wer kann mir den Unterſchied angeben zwiſchen der Sonne und einer geräucherten Wurſt?“ —

Nun hatte Eugen die Freude, daß Alle lachten, aber Keines fand die Löſung, ſie riethen ſehr albern hin und her und Eugen ſagte: „Nun, Rudolf, wo bleibſt ſo lange mit der Antwort? Endlich ſchrien Alle: „Sag's! wir errathen's doch nicht!“ Er verkündete nun: —

„Da merkt man gleich, daß Ihr die Geographie nicht gelernt habt! Wie oft hab ich euch erklärt: Die Sonne geht im Oſten auf — — aber — die Wurſt im Sieden.“ —

Das Räthſel hatte den gewünſchten Beifall gefunden; die Mädchen bekrittelten nur dabei den Rechtſchreibefehler, verlangten aber dennoch ein neues, und Eugen begann wieder:

„Könnt ihr mir ſagen, welch ein Unterſchied zwiſchen dem Baum und der Geige iſt?“

Wieder entſtand ein nachdenkliches Stillſchweigen und allerlei verfehlte Angaben wagten ſich hervor, während Eugen die Stirne runzelte und rief: „Auch die Naturgeſchichte und den Muſikunterricht nicht gelernt?“ —

„Sag's, ſag's!“ drängten die Zuhörer und Eugen erklärte:

„Der Baum hat zwei g (Zweige) und die Geige hat Ein G.“ —

Wieder belohnte ihn der Lehrer mit einem Beifall und verlangte ein Drittes. Dadurch ermuntert, bekam Eugen einen wahren Räthſel-Eifer und ſagte nach kurzem Beſinnen:

„Ich merk ſchon, daß Ihr nichts gelernt habt und daß ich beim ABC anfangen muß. Wer kann mir alſo zwei Buchſtaben angeben, welche zuſammengeſetzt einen Mädchennamen ausmachen?“

Sogleich rief Helene: „Es gibt gar keinen Namen mit zwei Buchſtaben. Eva iſt der kürzeſte und der hat drei.

„Fehlgeſchoſſen!“ ſagte Eugen.“ „Aber wohlgemerkt, wir verfahren nicht nach der Lautirmethode.“

Jetzt ſtutzte ſogar der Lehrer, beſann ſich, endlich lächelte er und rieth:

„Thut's vielleicht das M und A zuſammen?“

Karoline meinte zwar, Ma ſei kein Name, doch Eugen rief: „Getroffen, Herr Lehrer, getroffen! M und A zuſammen heißt „Emma!“ —

Nun ſchrie der ganze Chor: „Ja, ſo!“ — ſag noch eins! Jetzt errathen wir's auch!“

Eugen war ſogleich bereit und frug:

„Welche zwei Buchſtaben fließen?“

„„Elbe!““ rief nun Rudolf, der längſt ärgerlich war, nichts errathen zu können.

„Welche rauchen?“

„„Feuer!““ — rief Karoline und Alle lachten ſie aus und ſagten: „Das gilt nicht, das ſind viel zu viel Buchſtaben. Beſchämt zog ſie den Kopf in die Schultern hinein; aber Keines errieth das Wort. Endlich meinte der Lehrer, es werde wohl S und E ſein?“

„„Eſſe, Eſſe?““ fügte Joſeph zuſammen und ſchüttelte über dieſe väterliche Löſung bedenklich den Kopf. „Eſſen?“—

„Beide richtig!“ erklärte Eugen. „S und E gibt Eſſe — wißt ihr — ſo heißt man einen Schlot, und S — N macht zuſammen Eſſen und das räuchelt wenigſtens bisweilen.“ —

„Nun waren die Kinder unerſchöpflich, ſelbſt ſolche Räthſel zu erfinden. Sie drängten Eugen vom Tiſche herab, Jedes wollte hinaufſteigen und das ſeinige vortragen. Jetzt kam aber die Müllerin und räumte den Tiſch ab, indem ſie ſagte: „Platz für die Kücheln!“ Dagegen ließ ſich nichts einwenden und mit den Räthſeln war's vorbei. Gewiß iſt's, daß es mit Auflöſung der Küchlein noch ſchneller ging, als mit den Räthſeln. —

Nach dieſer Unterbrechung waren die Kehlen tüchtig eingeſchmiert und der Lehrer machte den Vorſchlag, ein Lied zu ſingen, welches er ihnen eigens für den heutigen Abend gelehrt hatte, denn er wußte, daß die Müllerin ein „Gſaugl“ über Alles liebte und es gebührte derſelben ein Dank für die Einladung. Singen und Tanzen bleibt immer das Luſtigſte und die Kinder waren alſo gleich bereit. Der Lehrer ſtimmte ſeine Geige, gab den Ton an und die kleine Geſellſchaft ſang mit glockenhellen Stimmen:

Martinsnacht!
Haſt den rauhen Herbſt gebracht,
In der Stube wir nun ſitzen,
Mutter thut den Ofen hitzen,
Weil der Wind mit Saus und Braus
Tobend fegt um Eck und Haus.

Martinsnacht,
Heute wird getanzt, gelacht,
Wird geſchmauſt der Gänſebraten,
In der Röhre wohl gerathen,
Und Kartoffelſchnitz darin,
Alles juſt nach unſerm Sinn.

Martinsnacht,
Lautes Hoch ſei Dir gebracht!
Iſt der Sommer auch vergangen,
Fröhlich ſei der Herbſt empfangen,
Und der Winter noch zugleich,
Denn wir ſind an Freuden reich. —

Das Lied hatte der ganzen Verſammlung ſo gut gefallen, daß es die Kinder wiederholen mußten. Wer aber einmal zu ſingen anfängt, der kann ſo leicht nicht aufhören. Immer auf's Neue ſtimmte der Lehrer ſeine Geige und immer luſtiger klangen die Liedlein. Jetzt erfuhren die Kinder, welchen Nutzen die Singſtunde bringt und Alle nahmen ſich vor, künftig recht aufzupaſſen. Der gute Herr Lehrer war in ſeinem Elemente, wie man zu ſagen pflegt, und ſpielte zuletzt noch ein Tänzchen. Der Müller und die Müllerin faßten einander beim Arm und tanzten mit den Kindern um die Wette. Da wagte es auch der Müllerburſch und drehte bald die Eine, bald die Andere im Kreiſe herum; was im Hauſe Füße hatte, ſprang nach der Geige, man hörte

vor Lärm und Lachen nicht einmal mehr das Mühlrad klappern. Nun aber bellten die Hunde und hätten ſicher auch gerne mitgetanzt; doch der Lehrer ſah auf die Uhr und „geigte ſeine anvertraute Schaar nach Hauſe.“ — Noch auf dem Wege ſangen die Knaben:

„Martinsnacht,
Lautes Hoch ſei Dir gebracht!“

Auf dem Eiſe.

Nun war es tüchtig Winter geworden; der Schnee knarzte unter den Tritten, die entlaubten Baumzweige trugen ihre Winterblüthen, kryſtallene Eiszapfen hingen an der Dachrinne und die Fenſter zeigten über Nacht einen ganzen Garten der lieblich geſtalteten Blätter und Blumen. Wenn der Wanderer durch den Ort ſchritt, erblickte man den gefrorenen Hauch in ſeinen Haaren und das Geſicht war geröthet, als ob er zu tiefſt in's Schnappsgläschen geguckt hätte. Die Mägde verweilten nicht mehr plaudernd am Brunnen und verſparten ihre Geſpräche auf die Abende in der luſtigen Spinnſtube, wo manch' altes, erfahrenes Mütterlein die ſchönſten Geſchichten erzählte.

Nur die Kinder machten ſich nichts aus der Kälte. Pelzmützen und Handſchuhe kamen nun an die Reihe; damit trotzten ſie dem grimmigen Froſte und wer nichts von Beiden beſaß, hauchte in die Händlein, oder ſteckte ſie in die Taſche. Knaben und Mädchen ſehnten ſich hinaus und kaum war die Schule beſchloſſen, als ſie ihre verſchiedenartigen Schlitten aus der Scheune zogen, vom pelzbeſetzten Rennſchlitten bis zum Stehſchlitten, das Eigenthum des ärmſten Betteljungen.

Damit ging es pfeilgeſchwind ohne Pferdlein den Hügel hinab auf der Rutſchbahn und das Hinaufziehen er-

wärmte nur die erſtarrten Glieder. Die Knaben ſteckten den langen Stock mit der Eiſenſpitze zwiſchen die Beine, ſtachen damit kräftig in das Eis und ſchoben ſich luſtig weiter; mancher derbe Bauernbub wurde galant und zog die Mädchen über den gefrornen Weiher, und wenn ſie dabei in den Schnee kugelten, ſtanden ſie lachend wieder auf. Dazwiſchen flogen die Schneeballen durch die Luft, manche Schlacht wurde ausgefochten, manche Feſtung erſtürmt; der Schneemann mit rother Zunge und kohlſchwarzen Augen wuchs rieſenhaft an und drohte mit der Ruthe, um ſpäter wieder geköpft und verſpottet zu werden. Die Buben und Mädchen warfen ſich auf die Schneedecke mit ausgebreiteten Armen und geſpreizten Beinen, um ihr Conterfei darin abzudrücken und weil der Vogelgeſang verſtummt war, ſangen ſie dafür mit glockenhellen Stimmchen im Chore:

Der Winter iſt ein lieber Mann,
Juhe!
Er hat den dickſten Mantel an
Von Schnee;
Er breitet ihn auf Wieſen aus
Und wickelt darein das Schloß und Haus
Vom Kopfe bis zur Zeh,
Juhe!

Auf ſeinem Mantel rutſcht man hin,
Ade!
Viel gold'ne Sternlein glitzern drin,
Juhe!
Die gold'nen Sternlein machen warm
Und iſt erfroren Fuß und Arm,
So reibt man fort das Weh
Mit Schnee!

Aber das Luſtigſte waren doch die Schleifen. Manches ſchelmiſche Mädchen goß des Abends wie von ungefähr vor dem Hauſe einen Krug Waſſer aus und am Morgen war es dann ſo ſpiegelglatt, daß die ſchönſte Schleifbahn ſich hinzog. Jede Goſſe am Wege wurde abgeſchliffen und der Weiher zeigte vollends die prächtigſten Bahnen neben einander.

Jetzt begann der Wettlauf. Jeder wollte es dem Andern an Geſchicklichkeit zuvor thun, und es lag den Buben weit mehr daran, hier den Vormann auszuſtechen, als in der Schulbank; auch die Mädchen blieben nicht hinter ihnen zurück und die Röcklein flatterten luſtig im kalten Nordwinde.

Wir haben den Rudolf bereits als Einen kennen gelernt, welcher überall der Erſte ſein wollte; dieſes Mal jedoch konnte er's dem Müller Bernhard nicht zuvor thun; der hatte auch die Uebung zu nahe bei der Hand und war ein überaus kräftiger Bub. Das verdroß den kleinen Amtmann bis zum Ingrimm und mancher feſte Schneeball flog dem Sieger auf den Rücken. Plötzlich kam ihm ein Gedanke, und er ſchlug ſich vor die Stirne, weil er ſo ſpät hervortauchte. In der Rumpelkammer lagen ja ſeine Schlittſchuhe vom vorigen Winter, welchen er in der Stadt zugebracht hatte. Dies war für die Landjungen etwas Neues und damit konnte er Alle überholen. Sogleich zog er ſie hervor und in aller Heimlichkeit begann er ſeine Uebungen, indem er vor ſich hin murrte: „Wart, Bernhard, Dich krieg ich! Du ſollſt als elender Hauderer auf Deinen Schuſtersrappen hinter mir drein fahren, wenn ich auf den Eiſenſchienen vorüber ſauſe!"

Die Knaben hatten ſchon lange eine Schleifwette verab-

redet und ihn geneckt, daß er dieſesmal doch den Kürzeren ziehen werde. Er ſchwieg und lachte nur ſpöttiſch vor ſich hin. Endlich war der verhängnißvolle Tag gekommen; die ſämmtliche Ortsjugend eilte zum Weiher, und die Mädchen durften die Zuſchauer abgeben. Sternwirths Michel war durch das Loos zum Schiedsrichter erwählt und ſtand mit verſchränkten Armen am jenſeitigen Ufer des Weihers. Sechs Schleifbahnen zogen ſich neben einander hin und waren ſo blank gekehrt, daß ſie ſpiegelhell glitzerten. Vor jeder Schleife ſtand ein Knabe, zum weiten Anlaufe bereit und wartete auf das Zeichen. —

Da ſtanden ſie nun der Reihe nach mit krebsrothen Geſichtern, die kleinen Arme verſchränkt und lauſchend. Jetzt ertönte es von drüben: „Eins, zwei, drei!“ und Jeder rutſchte mit kräftigem Sprunge ab. Bald blieb der Eine, bald der Andere zurück, nur Bernhard ſchwang ſich bis zum Ziele und wurde jubelnd begrüßt. Nun wußte Jeder eine Ausrede und der Wettſchliff begann von Neuem. Eugen ſauſte muthwillig hinter Bernhard drein, um denſelben kopfüber zu ſchleifen, aber ſeine Kraft reichte doch nicht aus und wieder war der Erſtere Sieger geblieben. Jetzt fuhr eine wahre Wuth in die Knaben und Alle ſauſten neben und nacheinander her. Plötzlich, wie vom Sturmwind gejagt, erſchien Rudolf auf ſeinen Schlittſchuhen; die Arme verſchränkt, glorreich um ſich blickend, glitt er zwiſchen durch, an Allen vorüber und ließ die Schleifenden in Mitte der Bahn zurück. Alle Zuſchauer jubelten; er tanzte am Ende angekommen im Kreiſe, ſchnitt mit den ſcharfen Eiſen ein ſiegreiches R in den Schnee und ſauſte wie eine Dampfmaſchine mit erneuter Kraft dem verblüfften Bernhard entgegen. „Wieder der Erſte!“ jauchzte ſein Herz und ſeine Augen

blitzten ſtolz gegen den Ueberwundenen. Dieſer aber glühte vor Aerger, und heiſa! ging es auf einander los, wie zwei Dampfmaſchinen.

Aber Beide rannten ſich mit Gewalt um, Bernhard purzelte zur Seite, während Rudolf kopfüber ſchlug und in voller Länge auf dem Eiſe lag. Das Beifallsgeſchrei verwandelte ſich augenblicklich in ſchallendes Gelächter, der Erſtere ſprang auf und rieb ſich die Beine, doch der Andere regte ſich nicht. Da eilten die Kameraden herzu und ein Schrecken erfaßte Alle, als ſie in Rudolf's erbleichtes Geſicht ſchauten. Er gab kein Zeichen des Lebens von ſich und als man ihn aufhob, war das Eis von Blut geröthet; eine ſcharfkantige Stelle hat ihm eine tiefe Wunde beigebracht.

Nun war es zu Ende mit aller Luſt; die Schweſtern weinten laut, als man den Bruder noch immer bewußtlos vom Weiher nach Hauſe trug. Es glich einem Todtenzuge und die Leute kamen aus den Häuſern mit Schreckensmienen. Die Amtmännin ſaß nähend am Fenſter, von welchem die Eisblumen ſich tropfenweiſe auflöſten; mit einem Jammerſchrei ſtürzte ſie den Herannahenden entgegen, beugte ſich über das bleiche Angeſicht ihres Knaben und umſchlang ihn mit den Mutterarmen. Da ſchlug er zum erſten Male die Augen auf und ſtöhnte. Er wurde ſogleich in's Bett gebracht, daneben ſtand auch ſchon der Bader mit ſeinen Inſtrumenten und dem Verbande. Ohne Zögern wuſch man die Wunde mit warmem Waſſer, ſchnitt die klebrigen Haare weg und verpflaſterte die Stelle. —

Aber ein Wundfieber ſtreckte den armen Burſchen in's Bett und die zugezogene Erkältung verſchlimmerte das Uebel. Viele Tage lang ſchwebte Rudolf in Lebensgefahr; er phantaſirte in Einem fort und als er endlich zum klaren Be-

wußtſein kam, konnte er ſich vor Schwäche kaum regen. Da hatte er nun Zeit, über die Urſache dieſer Krankheit nachzudenken und die Augen gingen ihm auf, als er ſich beſchämt zur Wand kehrte und ſtill vor ſich hin weinte. Ihm war's, als ob dort geſchrieben ſtände: „Hochmuth kommt vor dem Falle.“ Da mußte er überlaut ſchluchzen; aber eine zarte, liebe Hand fuhr leiſe über ſeine Augen, die Mutter beugte ſich zu ihm herab und flüſterte: „Will mein armer Knabe künftig beſcheiden ſein?“ und er wandte ſich heftig um, ſchlang die beiden Arme um ihren Hals und barg das verweinte Geſicht an dem Mutterherzen.

In dieſem Augenblicke ſchlich Bernhard von den Schweſtern geführt, in's Zimmer. Er hatte täglich mit Herzensangſt gefragt, wie es Rudolf ergehe, aber noch nie zu ihm gedurft. Heute war es ihm erlaubt worden und jetzt brach er gleichfalls in Schluchzen aus. Aber Rudolf ſtreckte ihm die Hand entgegen, indem er ganz erröthend ſagte: „Verzeih mir!“ — Dies hatte der arme Burſche nicht erwartet und er weinte förmlich darauf los. Die Amtmännin beſchwichtigte ihn mit den Worten: „So, nun iſt's gut, macht mir nur keine ſolchen Streiche wieder!“ —

Rudolf genas und konnte in Bälde wieder mit ſeinen Kameraden ſpielen. Aber er hat ſich ſelbſt Wort gehalten; von nun an legte er die Oberherrſchaft ab und wurde nun erſt freiwillig von Allen als Tonangeber erwählt. Mit den Schlittſchuhen wollte er vorerſt nichts mehr zu ſchaffen haben, ſondern rutſchte zu Fuß dem neuen Jahre entgegen.

Digitized by Google

Die Weihnachtsengel.

I.

„Aber Papa! ſolch' ein ſchönes Bild haſt Du noch nie gemalt. Weißt Du, man meint die Engel über der Krippe ſingen zu hören."

In Ottos Begeiſterung ſtimmte ſogleich Julius ein und rief:

„Aber erſt das Jeſuskind! Schau nur, Otto, wie ſein himmliſcher Glanz Maria und Joſeph förmlich blendet! Wie haſt Du nur das gemacht, Papa?"

Der Maler hatte mit Vergnügen auf ſeine beiden Knaben gelauſcht und entgegnete nun:

„Wie ich es gemacht hab? Ja, ſiehſt Du, Julius, das weiß ich ſelber nicht. Ich denke, die Engel haben mir die Farben gemiſcht und dabei geholfen, denn wißt, das Bild ſoll eigentlich Euer Weihnachtsgeſchenk werden."

„O!" rief Otto verwundert; — „ich meinte, es wäre eine Beſtellung der reichen Fürſtin!"

„Aber merkſt Du denn nicht" — erklärte Julius — „der Papa will uns davon die Weihnachtsbeſcheerung halten; gelt Papa, ich hab's errathen? —

Der Maler nickte zuſtimmend, und indem er an ſeiner Arbeit fortfuhr, ſagte er:

„Seht Kinder, als ich ſo ein kleiner Junge war, wie etwa Du, Julius, beſcheerte mir das liebe Chriſtkind einen

Farbenkaſten, Pinſel und Palette, ſo bin ich ein Maler geworden und ſo kommen alle dieſe Bilder eigentlich vom Chriſtkind! —

Julius unterbrach den Vater und ſagte lächelnd: „Das iſt ein Scherz, Papa! weißt Du, wir ſind nicht mehr ſo klein, daß wir glauben, die Geſchenke kämen wirklich direkt aus dem himmliſchen Kramladen, oder aus der Werkſtätte der Engel. Wir wiſſen gar wohl, daß die Eltern es einkaufen und den Baum ſchmücken und ſo hat der Großpapa auch Dir den Farbenkaſten, die Pinſel und die Palette gekauft und Du haſt Dir Mühe gegeben, ein richtiger Maler zu werden.“

Der Vater ſchaute auf ſeinen Knaben, der über die junge Weisheit ganz triumphirte und erwiderte faſt ein wenig höhniſch:

„Wie ſupperklug doch mein Junge iſt! Nun will ich Dir unter Deinen Chriſtbaum nur auch gleich einen Farbenkaſten legen, damit Du auch ein großer Maler wirſt.“ —

Julius erröthete bis über die Ohren und ſagte: „O nein Papa! ich werd niemals ein Maler, ich werd ein Soldat, wie der Großvater, gib mir lieber eine Rüſtung.“

„Da haben wir's!“ rief der Künſtler. „Nun lerne mich verſtehen, Junge. Das Chriſtkind beſcheert die Talente und gibt den Eltern die Anweiſung, unter den Weihnachtsbaum das, was hiezu gehört, zu legen. Aber das iſt noch lange nicht Alles. Die Weihnachtsengel haben gar viel damit zu ſchaffen. Ihr wißt doch aus der bibliſchen Geſchichte, daß die lieben Engel Boten Gottes ſind und wahrhaftig die Menſchen umgeben. Iſt nicht ein Engel mit dem jungen Tobias ſogar auf die Reiſe gegangen? haben nicht Engel das Gloria geſungen? und wie gar ſchlimm ſtünde es mit

den Kindern ohne ihre Schutzengel! Nun müssen sie doch wahrhaftig vom Himmel herab kommen, wenn sie Euch am Tage und bei Nacht beschützen sollen! — Weihnachten aber ist ihr höchstes Freudenfest, wo sie der Erde näher sind, als je. Wenn sie auch nicht die Gaben bringen, so könnte ich Euch doch manche wunderbare Geschichte erzählen, wo es ohne die lieben Weihnachtsengel sicher keine Christbescheerung gegeben hätte."

„Erzähle, Papa! erzähle!" riefen die Knaben wie aus einem Munde.

Da klopfte es an die Thüre und der Maler rief beinahe etwas ungeduldig „herein!" Alle wandten den Kopf der unlieben Unterbrechung zu. Es erschien ein Mann in dem Alter des Künstlers, sorgfältig und reinlich gekleidet, aber man erkannte sogleich auf den ersten Blick, daß Faden und Bürste den abgetragenen Kleidern den Anstrich der Wohlanständigkeit verliehen. Das bleiche, schwermüthige, hagere Gesicht des Fremden verrieth auch alsobald Sorge und Armuth. Deßhalb gab der Maler seinen Kindern ein Zeichen, sich zu entfernen, vorausahnend, daß der ungebetene Gast keine Zeugen wünsche. Dann erhob er sich von seinem Sitze, schritt dem Ankömmling entgegen, um in Herzensgutmüthigkeit nach dessen Begehr zu fragen. Kaum hatte er mit den Worten begonnen: „Mein Herr! — was" — als die Rede auf seinen Lippen erstarb, seine Augen in Erinnerung glänzten, er die Arme ausbreitete und rief: „Richard Warnhelm — Du hier im alten, lieben Vaterland! Sei mir tausendmal willkommen, alter Knabe!" —

Nach dieser fröhlichen Begrüßung und oftmaligem Händeschütteln rief der Maler:

„Otto, Julius! wo steckt Ihr nur?" und sogleich dräng-

ten ſich die Beiden zur halbgeöffneten Thüre herein, er rief ihnen entgegen: „Eine Flaſche Wein!“ und fügte flüſternd bei: „Sagt der Mama, eine von den alten, ſtaubigen im hinterſten Kellerwinkel.“

Geſchäftig räumte er nun einen Seſſel ab, rückte ſeinen eigenen Stuhl herbei, ſtellte den Tiſch zurecht und holte aus dem Wandſchränkchen den kleinen Speiſevorrath für ſein zweites Frühſtück. Nun ſtürmten auch die Knaben mit der Flaſche und Gläſern herein und während der Maler ſie entkorkte, den Kindern aber verabſchiedend zunickte, ſagte er mit dem liebevollſten Blicke:

„Sind es nicht zwei friſche Jungen, Richard?“ —

Ein tiefer Seufzer antwortete darauf und jetzt erſt bemerkte der Maler die kummervolle Miene ſeines Freundes; die Freude des Wiederſehens hatte ihn bisher ganz geblendet, und er rief:

„Aber was fehlt Dir, Bruder?“ und mit der plötzlichen Erkenntniß deſſen, was in dem leidenden Geſichte geſchrieben ſtand, beugte er ſich vor und ſagte: „Du lebſt in Kummer, Richard? Du biſt arm zurückgekehrt aus dem Land des Goldes? — und Deine Familie? Deine Frau, die ſchöne Marie —.“

„Sie ſtarb auf der Heimkehr und ſchläft im tiefen Wellengrabe.“ —

„„Und Du haſt Kinder?““

„Fünf! noch friſch und blühend, wie die Deinen; aber ach! wie lange noch? — Sie hungern.“ —

Die gefüllten Gläſer ſtanden unberührt; der gute Maler drängte den Freund, ſeine Geſchichte zu erzählen. Es war die einfache Geſchichte von tauſend Auswanderern. Richard Warnhelm war ein Muſiker, aber er konnte es im Vater-

lande zu keiner reichlichen Exiſtenz bringen und er hatte die liebliche Marie geheirathet. Da ſuchte er ſein Glück in Amerika. Aber ſei es, daß in ſeiner Kindheit die Engel ein anderes Weihnachtsgeſchenk, als die Geige für ihn ausgeſucht hatten, er aber eigenſinnig die Eltern darum anflehte, — oder daß man ſeine Kunſt nicht würdigte: — er blieb in der neuen Welt ſo arm, wie in der alten. Nach langen, vergeblichen Bemühungen zog es ihn wieder zur Heimath zurück; er verkaufte das Wenige, was er entbehren konnte und verwendete ſeine geringen Erſparniſſe auf die Koſten der Ueberfahrt. Doch ſeine Frau erlag auf derſelben dem Fieber; dies brach ſeinen Muth vollends. Eine ärmliche Stube in der engſten Gaſſe der Hauptſtadt nahm die Heimgekehrten auf. Vergebens ſuchte der Muſiker einen Erwerb durch Unterrichtsſtunden; inzwiſchen ſchmolz die kleine Baarſchaft und das Elend ſtand drohend vor der Thüre. In dieſer jammervollen Lage hörte er von dem ſtets wachſenden Künſtlerrufe ſeines einzigen Jugendfreundes und er pilgerte viele Stunden weit in die ferne Stadt, dort Rath, Hilfe und vielleicht eine glückbringende Empfehlung zu finden; war ja doch der berühmte Maler mit vielen hohen Perſonen bekannt.

Dies war die kurze Geſchichte des langen Elends. Eine tiefe Stille herrſchte im Zimmer; der Maler ſenkte das Haupt zur Bruſt und ſeufzte, daß er bisher nur das Nöthige zum eignen Unterhalt erworben und keine Schätze geſammelt hatte. Solche Gedanken lenkten ſeinen Blick unwillkührlich auf das nahezu vollendete Bild. Ein heller, winterlicher Sonnenſtrahl beleuchtete eben die beiden Engelsflügel, als ob der himmliſche Glanz auf ihnen ruhe und ſie die Weihnachtsgabe herniederbrächten. Da erhob er ſich raſch von ſeinem Stuhle, umfaßte den Hals des Freundes mit beiden

Armen und rief: „Friede auf Erden und Gottes Wohlgefallen den Menſchen, die eines guten Willens ſind! — Hoffe und vertraue, es naht die heilige Weihnachtszeit.“ — Dann füllte er ſein Taſchenbuch mit dem Wenigen, was er an Geld entbehren konnte — ſchob es dem Freunde zu und ein Blick des Troſtes, ſo wie der Ermunterung begleitete dieſe ſtille Handlung. — Jetzt erhob er ſein Glas und rief: „Geſegnet ſei Deine Heimkehr und unſer Wiederſehen!“ —

Die Freunde ſchieden. Von dieſem Tage an arbeitete der Maler unabläſſig an ſeinem Bilde; aber er ſeufzte doch dazwiſchen und wenn ſeine beiden Knaben ihm zuſchauten, während ſie von den Weihnachtshoffnungen plauderten, die mit jedem Pinſelſtriche höher ſtiegen, umzog eine Wolke des Meiſters Stirne. Nun war das Bild fertig, er packte es in eine Kiſte und hämmerte ſie zu, während ihm die Schläge durchs Herz gingen. Dann gab er derſelben einen Brief und die Anweiſung mit, den vollen Betrag an eine beigelegte Adreſſe zu ſenden, damit er pünktlich am Weihnachtsabend dort eintreffe.

Jetzt war es geſchehen und wieder zog der alte, freudige Glanz über des Meiſters Stirne. Er ſchloß ſich in ſein Zimmer ein; dort malte er das nemliche Bild in Transparent zur Weihnachtsfreude ſeiner eigenen Kinder und berechnete dabei, welche Kleinigkeiten er wohl kaufen könne, um ihnen das Chriſtfeſt nicht zu verderben; aber ſeiner Gattin vertraute er Alles und ſie weinte Thränen der freudigen Rührung, indem ſie gerne auf jedes Geſchenk verzichtete. —

II.

Der Morgen des vierundzwanzigſten Dezembers war angebrochen und die Schneeflocken wirbelten ſo dicht her-

nieder, als ob das ganze himmliſche Heer der Engel ſich darin verkleidet hätte. Die Fenſter der Kaufläden waren mit Eisblumen verhüllt, die Kinder aber mußten daheim bleiben und geduldig des Abends warten. In jedem Hausgange waltete das Geheimniß und wenn ein neugieriger Kinderkopf durch die halbgeöffnete Stubenthüre ſah, ſtrömte ihm der ſüße Tannengeruch entgegen. O, welch ein Warten mit ſeligem Pochen des Herzens! Wie fromm und folgſam heute die Kinder waren, welche Vorſätze ſie faßten und wie freigebig ſie untereinander die alten Sachen austheilten! Beim Mittageſſen falteten ſie die Hände und verdrehten die Augen zum Himmel hinauf, die kleinen Heuchler! aber das liebe Jeſuskind ſah ja den guten Willen, und immer dichter flogen die Weihnachtsengelein herab. —

Ob es wohl in jedwedem Hauſe ſo war? In Einem gewiß nicht und von dieſem — o, es mag deren noch tauſende geben! — will ich nun erzählen.

Der arme Muſiker hatte von Tag zu Tag gehofft, es werde ſich mit ſeiner Lage beſſern; er war von Tag zu Tag in's Anzeigebureau gegangen, er hatte ſich bei jedem Chorregenten der Kirchen gemeldet, — immer vergebens! Inzwiſchen verringerte ſich des Freundes Geſchenk trotz aller Sparſamkeit und jetzt ſtand die Kälte mit dem Hunger vor der Thüre, denn die letzten Kohlen glühten im Ofen und der letzte Brodlaib war angeſchnitten. Die Kinder aber plauderten wie alle andern von der ſeligen Chriſthoffnung, und immer wieder frug das Kleinſte: „Papa, wann kommt das Chriſtkindchen zu uns? kommt es aber auch ganz gewiß?“

Dann ſagte der fünfjährige Adolph mit ſtolzem Bewußtſein: „Ich bin aber gewiß brav geweſen, gelt Papa? weißt Du noch, wie Du geſagt haſt, ich ſei ein guter Junge, weil

ich heute morgens meine Semmel mit Mariechen theilte?“ Hierauf erzählte Mathildchen, ſie hätte noch das Rauſchen der Engelsflügel gehört, als ihr Wunſchzettelchen plötzlich vom Fenſterſimſe wegflog und ſie bekomme gewiß ein neues, warmes Kleid, auch Stiefelchen mit Franſen rings herum. Die zwei größern Kinder aber ſchwiegen ſtill und wärmten die kalten Hände in einander. Einmal flüſterte Agathe ihrem Bruder Arthur zu: „Die Mama iſt ganz gewiß beim lieben Jeſus und ſie wird für uns bitten, daß er uns Hilfe ſchickt.“ —

Der Tag verſtrich den Kindern langſam, aber er ging doch vorüber und es wurde Abend. Da drängten ſich die Kinder um den Vater und wieder flüſterte die Kleine:

„Wann kommt das Chriſtkindlein zu uns, Papa? — Siehſt Du, dort im Haus gegenüber iſt es eben gekommen! O ſchau nur, wie hell es leuchtet! und bei uns iſt's noch ſo dunkel.“

Das konnte der arme Muſikus nicht mehr anhören. Er ſagte: „Kniet nieder, Kinder, wir wollen beten, daß der liebe Heiland uns nicht vergißt.“ Alle ſanken auf die Knie und der Vater erhob die Hände; er ſprach in der Inbrunſt ſeines bewegten Herzens:

„O, liebes Jeſuskind, das in der Krippe zur Welt kam, ſelbſt ein armes Kindlein, vergiß dieſe armen Kleinen nicht, die auf Dich harren. Sende Deinen Weihnachtsengel mit dem Licht der Gnade und Erbarmung! Ich flehe Dich darum an, ich, der arme Vater und ſie erheben gläubig die Händchen zu Dir. Komm, liebes Jeſuskind, komm! Amen.“ —

Jetzt erhoben ſie ſich und warteten in lautloſer Stille. Nach einer langen Weile rief die Kleinſte mit freudiger

Stimme: „Jetzt kommt das Christkind! ich habe es mit einem Licht die dunkle Strasse herabwallen sehen, aber nur das Licht.“ —

Alle blickten zum Fenster, doch es war dunkel. „Ich hab es aber doch gesehen!“ behauptete die Kleine. Plötzlich schellte es heftig an der Hausthüre; Alle, selbst die Größern und der Musikus fuhren empor. Sie wollten sich zur Thüre drängen, doch der Vater schob sie zurück; er aber ging dem Ankömmling mit pochendem Herzen entgegen.

Die Kinder lauschten — ein Geflüster — ein schwacher Lichtschimmer durchs Schlüsselloch — das Oeffnen der andern Stubenthüre — dann zog das geheimnißvolle Licht wieder die Strasse entlang. — Nun kam der Vater zu den Kindern zurück, er trug ein Licht in der Hand und von seinem Angesichte strahlte die himmlische Seligkeit. Dann sagte er:

„Meine Lieben, das Christkind war bei mir! wahrhaftig, es ist zu uns gekommen. Nun aber bleibt ruhig, betet und frohlockt in der Stille! es hat mir allerlei Aufträge ertheilt, ich muß fort, aber ich kehre mit ihm zurück.“ —

In einer Stunde brannten Hundert Lichter an einem großen Christbaum in der Stube des Musikers und kleine Gaben für jedes Kind lagen darunter, wie der freudige Vater sie in der Eile zusammen bringen konnte; ein sehr einfaches, aber doch festliches Mahl vereinigte Alle um den Tisch und der Weihnachtsengel sah in selige Angesichter. Wie aber Alles gekommen, werden die Leser von selbst errathen. —

III.

Der vier und zwanzigste Dezember fand unsern guten Maler in voller Aufregung. Noch nie zuvor hatte ihm die Weihnachtsvorbereitung so viel zu schaffen und so viel Freude

gemacht. Zuerſt erfreute er ſich an ſeinem Transparente und hatte am vorhergegangenen Abende mit der Beleuchtung die Probe angeſtellt. Wie ein kleiner Knabe war er jauchzend davor geſtanden; es kam eine ſelige Weihnachtsſtimmung in die Elternherzen. Dann galt es, für die geringe Summe recht viele, luſtige Dinge einzukaufen, ſo recht die Herzenswünſche der beiden Knaben zu befriedigen. Vater und Mutter hielten lange, oftmalige Berathungen, und dann lief der Maler in den verſchiedenen Kaufläden umher, um das Beſte auszuwählen. Wenn er dann überſchneit nach Hauſe kam und lachend die Flocken von ſeinem Haar und Mantel ſchüttelte, dann war inzwiſchen der Mama etwas eingefallen, was Otto oder Julius ſich vor Monaten gewünſcht hatte und wieder lief der Maler fort, es aufzutreiben. Dabei ſah er allerlei, was ihn ſelbſt als Kind ergötzt und in Jubel verſetzt hatte; ihm war's nicht anders, als ob er ſelbſt wieder der Kindheit Weihnachtsfreude erlebe; das mußte natürlich auch gekauft werden, und wenn er daheim auspackte, lachte die Mama, daß ihr die hellen Thränen aus den Augen liefen und küßte ihren alten Knaben.

Dann wunderte er ſich höchlich über all die Taſchen an ſeinem Anzuge, zwei in den Beinkleidern, zwei in der Weſte, drei im Rocke und erſt noch im Mantel, nein, das ging wahrlich über ein Koffer. Gleich den Kapuzinern brachte er aber auch aus den weiten Aermeln kleine Paketchen hervor und er rief lachend: „Mein neuer Mantel ſoll eine Kaputze haben! bei Gott! das iſt eine gute Erfindung!“ —

Da lag ein Berg von Geſchenken und Alles um eine ſehr geringe Summe im Verhältniß zu früher. Freilich befand ſich nicht Ein werthvolles Stück dabei, doch die Knaben hatten ſtets die werthvollen Stücke unbeachtet gelaſſen.

Jetzt ging es an ein Aufputzen des Baumes. Hundert Lichtlein mußten dort brennen — denn sie sollten die hundert Ducaten seines Bildes ersetzen. — So schön hatte der Baum noch niemals geglänzt; so viele goldene und silberne Nüsse waren noch niemals daran gehangen! Das sah doch viel hübscher aus, als die braunen Chocolade-Bonbons und Quittenstückchen. Dazwischen hängte der Maler die allerniedlichsten Figürchen, welche er aus goldnem und farbigem Papiere künstlich ausschnitt: Vögel des Paradieses, die Lämmerheerde, Ochs und Eselein und sogar die Hirten mit den Schalmeien. Zu oberst schwebten rings um den Baum goldne Engel, und auf dem Gipfel glänzte ein mächtiger Stern.

Otto und Julius merkten in ihrer Stube, daß es besonders lebhaft im Hause herging und brannten vor Verlangen nach dem lieben, herrlichen Abende. Endlich wurde es dunkel und endlich klingelte die Weihnachtsglocke. Die Knaben stürzten in das Zimmer, sie blieben jedoch geblendet stehen vor dem Bilde. O, das war schöner, als Alles je zuvor! das zog sie nieder auf die Knie, das leuchtete in ihre Herzen hinein und es klang dort wie von Engelsstimmen:

„Fürchtet Euch nicht! seht, ich verkünde Euch große Freude, die allem Volke widerfahren ist; denn Euch ist heute der Heiland geboren worden! Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in der Krippe liegend."

Jetzt aber schellte es wieder. Woher kam das? Die Knaben sprangen empor und eilten jubelnd zum Baume, wo all die Lichter glänzten, wo die lieben, schönen, lustigen Sachen lagen. Die Mutter aber war hinaus geeilt, denn das Läuten kam von der Hausthüre. Fast erschrocken wie ein Kind sah sie einen schwachen Lichtschimmer durch die

Spalte. Sollte auch zu ihr, die dieſesmal leer ausgegangen war, das Chriſtkindchen kommen? Mit zitternder Hand öffnete ſie die Pforte, es war nur das Lichtlein aus der Blendlaterne des Briefboten, der ihr eine Depeſche übergab. Sie brachte dieſelbe dem Maler, der mit glänzendem Blicke zwiſchen ſeinen Knaben ſtand. Mechaniſch erbrach er das große Siegel, zerſtreut blickte er auf das Blatt, — plötzlich aber wechſelten Bläſſe und Röthe auf ſeinen Wangen, dann umfaßte er die Gattin und rief: „Auch zu uns iſt das Chriſtkind gekommen! Ehre ſei Gott in der Höhe!“ — Er reichte ihr das kleine Blatt hin, es war ein Wechſel auf Hundert Ducaten; dabei lag ein Brief von ſeiner fürſtlichen Beſtellerin; er lautete:

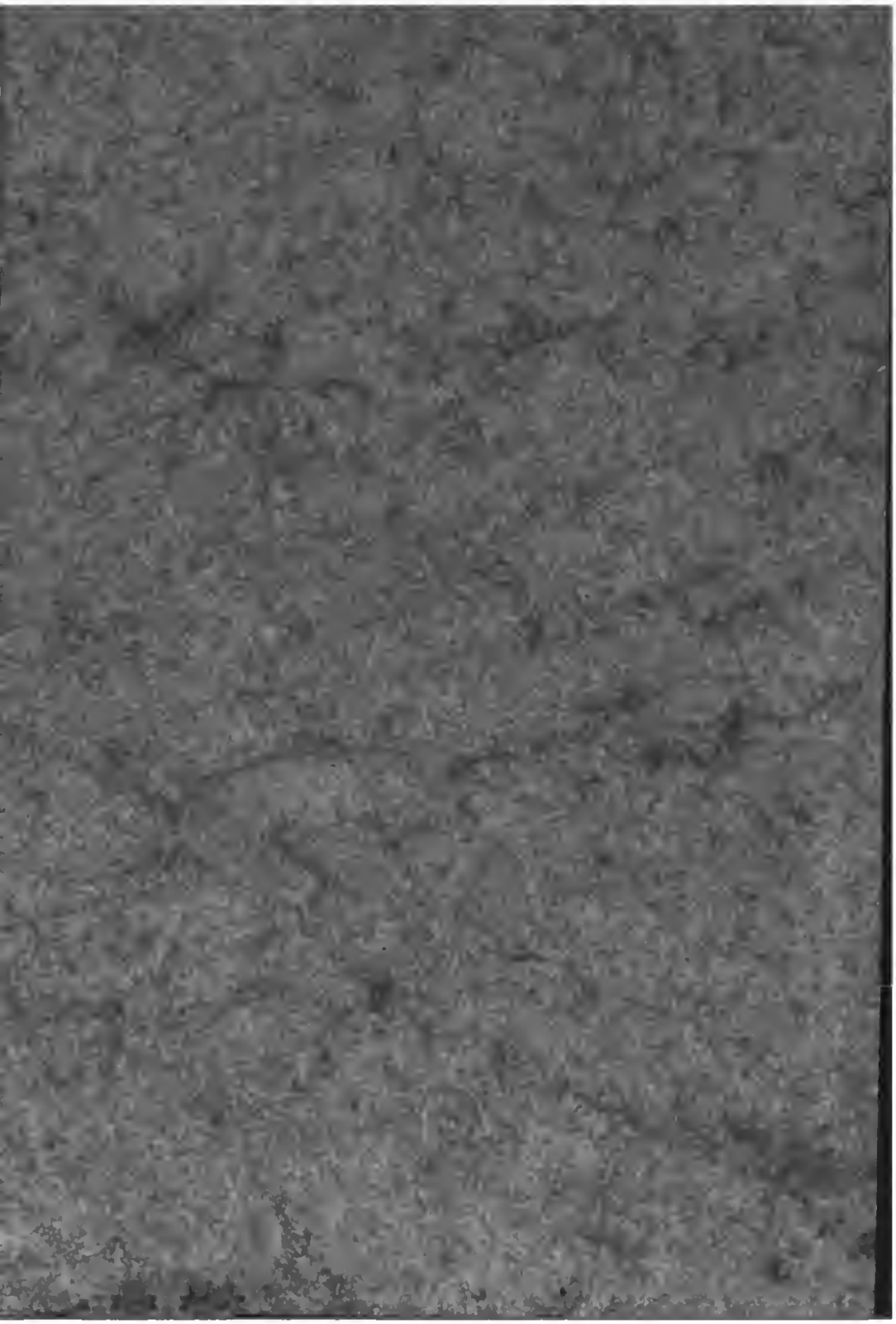
„Ich habe Ihr Weihnachtsbild empfangen. Das iſt nicht allein Menſchenwerk, dazu haben Ihnen die Engel ſelber geholfen. Empfangen Sie das Doppelte des Preiſes, die Eine Hälfte iſt bereits abgegangen.“ —

Weiter konnte der Maler nicht leſen; ſein Herz war durchleuchtet von der göttlichen Gnade und es rauſchten um ihn die Flügel der Weihnachtsengel. —

Mögen alle Kinder aus Dorf und Stadt und alle, welche dieſes Büchlein leſen, ja — alle auf der ganzen Erde — ein ſolch ſeliges Weihnachten erleben! möchte das neue Jahr Allen Segen bringen und ſie machen „zum Wohlgefallen für Gott und Menſchen!“ —

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Bayerische Staatsbibliothek München



Digitized by Google